

Die Winternacht.

und andere Erzählungen

von

Dr. C. G. BARTH.

Hanna Selbmann

Die Winternacht.

Nilus und Theodolus.

Die Nacht am Tage.

Von

Dr. Christian Gottlieb Barth.

Verlag von Ernst Kaufmann,
320 Pearl Street
New-York.

Die Winternacht.

Eine wahre Geschichte von der schwäbischen Alb.

Als der Erzähler den 17. Dezember 1846 beim ersten hellen Tageslicht neugierige Beobachtungen anstellte, was wohl der fleißige Schnee, der gestern Abend bis spät in die Nacht hinein arbeitete, zu Stande gebracht, so fand sich's, daß derselbe für's ganze Land einen fußdicken Flanellteppich gewoben und es damit zugedeckt habe. Da fiel dem Erzähler ein, daß, wenn im Nagoldthale der Schnee fußdick ist, der obere Schwarzwald und die Alb mindestens drei Fuß dicken haben müssen, und daß somit einem Pfarrer von der Alb jetzt auch wieder begegnen könnte, was im Jahr 1764 der Pfarrer M. Erhardt von Sontheim, Oberamts Urach, an sich erlebte und was der Erzähler hiemit nach der eigenhändigen Handschrift des Längstverewigten seinen Lesern kund thun will.

Der Pfarrer Erhardt hatte eine Frau, und diese Frau hatte eine Schwester, und diese Schwester heiratete im Jahr 1764 den Kaufmann Efferenn in Tübingen. Das sind zwar keine besonders merkwürdigen Umstände; aber der Erzähler darf sie doch zur Erklärung des Folgenden nicht verschweigen. Das Kapitalvermögen der Neuvermählten stand nämlich teils in der Leinwandhandlung in Urach, teils bei gemeinen Bauers-

leuten in dem Marktflecken Dettingen unter Urach; und da Herr Efferenn der Meinung war, er könne das Geld in seinem eigenen Geschäfte vorteilhafter umtreiben, so hatte er seinen Schwager, den gesetzlich bestellten bisherigen Pfleger seiner Gattin, längst beauftragt, die Gelder für ihn einzuziehen. Zu diesem Ende fand der Pfarrer nötig, selbst nach Dettingen zu reisen, und hätte freilich den Spazierritt lieber zur Zeit der längeren Tage und milderen Witterung gemacht; aber was hätte das geholfen, denn er wußte wohl, daß die Leute vor Martini kein Geld haben würden, so wenig als die Äpfelbäume im Mai reife Äpfel. Übrigens war der Tag, an welchem der Pfarrer seine Reise antrat, warm und heiter und sah durchaus keiner Winterwitterung gleich, so daß der Reisende nicht einmal Winterkleider anzog, sondern nur einen Überrock mitnahm, den er hinter sich auf das Pferd legte, das er von Alt Christian Mayer in Sontheim gemietet hatte. In einer Stimmung, die so heiter war als das Wetter, ritt er getrost bis Dettingen, wo er zugleich einen Besuch bei seinen Eltern machte und mit Freuden empfangen wurde.

Der erste Tag wurde den Eltern gewidmet, und das Geschäft blieb mit dem Überrock am Nagel hangen. Da war so vielerlei zu fragen hin und her, und zu erzählen her und hin, als ob man einander Jahre lang nicht gesehen hätte; und doch waren's erst ein paar Monate: denn wo die Liebe warm ist, da werden die Stunden der Trennung zu Tagen, und Leute, die so wenig wissen, was eine Ewigkeit ist, als ich, hört

man doch in solchen Fällen sagen: „Es ist schon eine ganze Ewigkeit, seit ich dich das letzte Mal sah.“ Der Nachmittag samt dem Abend verging unter dem lebhaften Gespräch so schnell wie in Grönland der Sonnenschein am 11. November, und der Pfarrer, der von der Reise müde war, zog sich noch vor 10 Uhr in sein Schlafgemach zurück. Am folgenden Tag kamen nun die Schuldner einer nach dem andern, so freudig und eilig, wie ich weiland die Schulgasse hinaufging, wenn ich das aufgegebene Lied nicht auswendig gelernt hatte und dunkle Ahnungen vom Ofenloch in meiner Seele aufstiegen. Dem Einen waren die Kartoffeln nicht geraten; der Andere hatte kein Obst bekommen; der Dritte war genötigt gewesen, seine eingefallene Scheuer wieder zu bauen; dem Vierten war der Scheck, seine einzige Kuh, gefallen; der Fünfte hatte geglaubt, seine Fuchsen auf dem letzten Reutlinger Markt verkaufen zu können, aber keinen Liebhaber gefunden; und dem Sechsten hatte zwar sein Gevattermann, der Schneider-Bernet, versprochen, ihm auf Martini hundert Gulden zu leihen, damit er sein Kapital zahlen könnte; aber der Jänsle von Upfingen, der sie dem Schneider-Bernet schuldig gewesen, hatte nicht eingehalten. Mit giltigen und ungiltigen Entschuldigungen der geldlosen Schuldner und mit weiteren Versuchen derselben, das Geld im „Flecken“ aufzutreiben, ging der ganze Tag auf eine nicht sehr angenehme Weise hin, und am Ende war doch an Kapitalien und Zinsen nicht mehr als 96 Gulden zusammen gekommen. Einer von den Schuldnern, der Metzger Adam, war sogar nach Nürtingen gegangen, um sich vom Kronenwirt, bei dem

er als Hausknecht gedient hatte, die erforderliche Summe zu borgen, und kam selbigen Tag nicht wieder, so daß der Pfarrer am dritten Tag nicht, wie er vorgehabt, schon morgens nach Hause zurückreisen konnte; und doch machte der Metzger Adam einen Metzgergang, denn der Kronenwirt von Nürtingen gab ihm kein Geld, weil er im Herbst seinen ganzen Vorrat in den neuen Wein eingebrockt hatte. Überdies wurde die zeitige Abreise noch durch einen andern Umstand verhindert. Die Eltern des Pfarrers schlachteten an diesem Tage ein Schwein, und wollten durchaus ihrem Sohne auch ein tüchtiges Stück Fleisch mit nach Hause geben; und der Pfarrer verließ sich auf sein gutes Pferd und dachte, die sechs Stunden von Dettingen nach Sontheim könne er wohl in einem halben Tage zurücklegen, überlegte aber nicht gehörig, daß dieser Tag zu den kurzen gehöre und daß in Urach noch Besuche zu machen seien. Endlich nach Tisch bestieg er sein Roß, nachdem er sich von seinen Eltern verabschiedet, und sprach ihm wacker zu, so daß in kurzer Zeit die alten Felsenmauern von Hohenurach vor ihm aufstiegen. Er wäre am liebsten ohne Aufenthalt durch die Amtsstadt hindurchgeeilt, wie Napoleon durch Polen auf seinem Rückwege aus Rußland; aber es mußte ja bei der Leinwandhandlung noch Geld einkassiert und beim Herrn Spezial im Dekanathause wegen einer Dispensation angefragt werden; und so wurde es vier Uhr, ehe der Pfarrer an den letzten Häusern des Städtchens hinausritt. Und gleichwie in den höheren Regionen der bürgerlichen Gesellschaft sich ein Ungewitter vorbereiten kann, ehe man in den niederen Volkskreisen

eine Ahnung davon hat, so erblickte auch der Reisende zu seiner großen Verwunderung die Berge, über welche sein Weg führte, bereits in einem Schneegewand, noch ehe man unten in den tiefen Thälern eine Spur davon gewahr wurde. Er mußte die Uracher oder sogenannte Ulmer Steige hinauf, und da ging es schon wegen der Steilheit eben nicht sehr schnell; und es kam noch dazu, daß der einen halben Fuß tiefe Schnee bald knietief wurde. Es war sechs Uhr und war Nacht, als er das Dorf Böhringen erreichte, das von Urach nur zwei Stunden entfernt ist. Am Wirtshaus zum Grünen Baum, der aber damals weiß war, wie alle Bäume auf der Alb, stieg er ab. Das Pferd mußte nach der Anstrengung im tiefen Schnee ein Futter haben, und der Pfarrer ließ sich ein Schöpplein geben und etwas zu essen. Ich meinesteils hätte den Wirt noch um etwas Weiteres gebeten, nämlich um ein Bett; denn bei Nacht durch den Schnee zu reiten, ist nicht meine Leidenschaft; aber wenn man Pfarrer in Sontheim ist und nur noch ein paar Stunden nach Hause hat, so zieht die Heimat gewaltig, und dem Pfarrer Erhardt kam kein Gedanke, so nahe bei seinem eigenen Bette noch einmal ein fremdes in Beschlag nehmen zu wollen. Doch traute er sich auch nicht, allein durch die Böhringer Mahden zu reiten, weil der frischgefallene Schnee alle Wege zudeckte und unkenntlich machte, besonders in der Nacht. Er bat daher den Wirt um einen Begleiter. „Michel“, sagte dieser zu seinem Hausknecht, der eben den Schlüssel zur Futterkammer an das alte dunkelbraune Gehäuse der Standuhr hängte, „sattle den Rappen und reit’

mit dem Herrn Pfarrer ein Stück weit, bis er nicht mehr fehlen kann." Der Hausknecht, der so unerwartet spät in der Nacht noch ein Trinkgeld verdienen sollte, war bald fertig, und die beiden Pferde stampften nach wenigen Minuten den Schnee vor der Hausthüre. In gutem Mute setzte sich der Pfarrer wieder auf, nachdem er sich in seinen Reiserock gut eingehüllt hatte, und so ritten sie mit einander, der Knecht voran, über die Mahden hin bis zum Ende des sogenannten „Salzwinkels." Hier war dem Pfarrer das Gelände wieder ganz bekannt; er dachte, er brauche nun keinen Geleitsmann mehr, gab dem Knecht ein Trinkgeld und hieß ihn wieder umkehren. Er selbst eilte, so schnell es der tiefe Schnee erlauben wollte, auf dem ihm ganz wohlbekannten Weg vorwärts; als er aber an die Feldstätter Au kam, merkte er, daß die Sattelgurt nicht recht angezogen war, stieg deshalb ab, zog seinen Überrock, der ihm beschwerlich war, aus, legte ihn hinter den Sattel quer über und gurtete das Pferd besser. Wie er nun wieder aufsteigen wollte, wurde dieses scheu und schlug nach allen Seiten aus. Er hielt zwar den Stangenzaun noch in der Hand; allein der Goldfuchs fuhr mehrmals im Ring herum, bis der Reiter in knietiefem Schnee zu Boden fiel und sich genötigt sah, den Zaum loszulassen, um nicht von dem Kolterer getreten oder geschlagen zu werden. Zum Glück war der Reiserock vom Pferd herabgefallen; und während der Pfarrer denselben wieder anzog, rannte das Pferd davon, daß er es nach wenigen Augenblicken nicht mehr sah. Er dachte, es werde entweder nach Feldstetten,

das von da nur eine halbe Stunde entfernt war, oder gar nach Sontheim, seiner Heimat, gelaufen sein, denn nicht allein der Ochse kennet die Krippe seines Herrn, sondern auch das Pferd.

Unterdessen war ein dicker Nebel das Thal heraufgekommen, als ob's dessen noch bedurft hätte, um den armen Pfarrer, der ohnehin in der Nacht durch das mehrmalige Herumdrehen des Pferdes das „Klima" verloren hatte, wie unsere Bauern sagen, vollends irr und wirr zu machen. Er wußte nicht mehr, ob er rechts oder links, vor sich oder hinter sich gehen sollte, nicht einmal die alten Fußstapfen von Böhringen her konnte er wieder finden, wie es einem manchmal auch im Geistlichen geht, daß man die „Fußstapfen des Glaubens Abrahams" ganz aus dem Gesicht verliert. Das bekümmerte ihn gar nicht mehr, daß er so plötzlich von der Cavallerie zur Infanterie degradiert war; er erniedrigte sich sogar noch tiefer und legte sich auf den Schnee, um etwas von den Tritten des flüchtigen Renners zu erlauschen um daraus die Richtung des Weges zu erraten. Aber vergeblich: er war für Gesicht und Gehör ganz spurlos verschwunden, denn auch von seinen Hufspuren in dem tiefen Schnee blieb nichts wahrzunehmen. Stehen bleiben konnte man indessen nicht; zum Liegen hätte zwar der Schnee ein weiches Lager dargeboten, aber ohne Bettflasche zu kalt; und so blieb nichts übrig, als trotz des dicken Nebels auf's Geratewohl fortzugehen, um dem schneidend kalten Nordostwind wenigstens durch Bewegung das Gleichgewicht zu halten. Ein kleiner Kompaß, wie man sie jetzt im Uhrschlüssel

tragen kann, hätte da mit Hilfe eines chemischen Feuerzeuges gute Dienste gethan; aber an solche Bequemlichkeiten war in der damaligen Zeit nicht zu denken. Jedermann weiß, daß man vom Gehen in der Nacht müder wird, als vom Gehen am Tage, weil man die kleinen Unebenheiten des Weges nicht gewahr wird und unsichere Tritte thut. Kommt noch ein knietiefer Schnee dazu, so ist die Anstrengung doppelt; und wenigstens dreifach wird sie, wenn die Unsicherheit nicht blos perpendiculär, sondern horizontal ist, d. h. wenn man nicht blos den Boden nicht kennt, auf den man tritt, sondern auch die Richtung, in der man zu gehen hat. Diese dreifache Anstrengung hatte der arme Wanderer in reichem Maße durchzumachen; und nach einiger Zeit war er auch von dem Stampfen in dem knietiefen Schnee so entkräftet und erschöpft, daß er einmal um's andere im Schlafe umfiel und so halbschlafend bald über Steinriegel, bald über kleine Hecken, bald über Baumstumpen, bald in Gräben hinein stolperte. Doch ermannte er sich immer wieder, gab der Schlafsucht nie mit Willen nach und suchte sich durch das Wort Gottes bei Glauben und Hoffnung zu erhalten, bis es endlich so weit kam, „daß mir", wie es in seiner Erzählung heißt, „der Atem wie Feuer im Halse brannte." Zugleich sah er sich auf einmal zwischen drei Wäldern, wo sich kein Ausweg zeigte, und der Gedanke, wieder zurückzugehen, war unerträglich. Ohnehin waren die Entkräftung vom Schneestampfen und der übermannende Schlaf auf's Höchste gekommen, und es blieb also nichts übrig, als in den Wald hinein zu gehen, wo wenigstens

gegen den scharfen Wind Schutz zu finden war, und sich auf den Tod vorzubereiten, denn das Erfrieren stand vor der Thür und klopfte an.

Unser Pfarrer aber kannte Den wohl, der unter allerlei Gestalten an unsere Thüren klopft; wenn auch auf dem Weg nach der irdischen Heimat verirrt, wußte er doch recht gut den Weg zur himmlischen, und er fürchtete sich nicht vor ihr, so wenig als ein Kind, das lange im Schnee irregelaufen ist, sich fürchtet, wenn es endlich durch die dürren Reiser der winterlichen Bäume die Lichter des Vaterhauses schimmern sieht. Das Einzige, was ihm noch Sorge machte, war, daß er die 96 Gulden bar und 1800 Gulden in Kapitalbriefen bei sich trug, die seiner Schwägerin gehörten und im Fall seines Todes verloren gehen konnten. Bald aber lernte er auch diese Sorge mit einem kühnen Wurf Dem zuschicken, der alle auf sich nehmen will, und rüstetete sich zum Sterben. Zu diesem Ende scharrte er den Schnee zwischen drei Buchen weg, breitete seinen Reiserock auf den Boden aus, knieete mit entblößtem Haupt nieder, stellte seinem Heiland seine innere und äußere Not demütig betend vor und schloß mit folgenden Worten: „Höre Jesu! wenn du siehest, daß ich „noch in Zukunft zur Verherrlichung Deines Namens „etwas sein und bleiben kann, so glaub' ich feste, daß „es Dir ein Geringes ist, mein Leben zu erhalten; ge„fiele Dir aber mein geringer Dienst in Zukunft nicht, „so bitte ich Dich durch Deine hohepriesterliche Barm„herzigkeit, Du wollest Gnade vor Recht ergehen lassen, „und durch Deinen blutigen Versöhnungstod meiner

„Seele den Zugang zu Dir gestatten und mich selig „einschlafen lassen, wie ich mich jetzo samt meinem Haus „und meiner zurückgelassenen Gemeinde Dir und Deiner „freien Macht und Gnade ganz und gar zur Fürsorge „demütigst empfehle." Nach diesem Gebet band er sich zwei baumwollene Sacktücher um das Gesicht, zog seine weiße Kappe über den Kopf, legte das Gesicht in den Hut und schlief bald darauf ein.

So weit gehen in der Regel alle unsere Lebensbeschreibungen, bis zum Einschlafen und weiter nicht. Vom Aufwachen in einer andern Welt wissen sie nichts zu sagen. Höchst selten wird uns auch etwas aus dem zweiten Bande der Biographie mitgeteilt, wie z. B. in der Geschichte vom reichen Mann und vom armen Lazarus. Was würde man aber dazu sagen, wenn die Geschichte Josephs damit endigte, daß er in Egyptenland in den Kerker geworfen wird? Und doch gehen so viele Lebensgeschichten hienieden nicht viel besser aus, die man deshalb erst dann recht verstehen kann, wenn die Fortsetzung in der andern Welt dazu kommt. Und dies ist auch da zu bedenken, wo ein Lebenslauf in lauter Herrlichkeit ausgeht und das Grab mit Rühmen und Lobpreisen ausgefüllt wird. Auch da kommt die zweite Hälfte noch nach; ein solches Leben ist nur ein halbes Leben; die andere Hälfte liegt jenseits, wie die Bankzettel in der englischen Bank.

Unser Pfarrer aber ist hienieden noch einmal aufgewacht. Nachdem er mehrere Stunden geschlafen hatte und ihm schon die Glieder von der Kälte erstarrt waren, kam's ihm vor, als sei schnell etwas an ihn hingefahren.

Vielleicht war es ein Tier des Waldes oder irgend ein anderer von den Boten, die Gottes Befehl ausrichten, der den Schlafenden wecken mußte, ehe es zu spät war. Er erschrak heftig, wachte auf, und merkte bald, daß sein Atem sehr kurz war und daß er keine Kraft hatte, aufzustehen. Die Ursache des kurzen Atems und der damit verbundenen Bangigkeit war leicht zu begreifen; das Gesicht steckte fest in dem Hut, der Hut wollte nicht los, und als sich der arme Mann auf die andere Seite wälzte, um es aus demselben herauszubringen, verrieten bald die großen Schmerzen, daß der Hut an die Haut angefroren gewesen war. Nun sollten auch um des kurzen Atems willen die um den Mund gebundenen Sacktücher hinweg; auch die waren angefroren und mußten mit Gewalt losgerissen werden, was um so schmerzlicher ging, da die erfrorenen Finger fast gar nicht zu brauchen waren. Jetzt, wie aufstehen? Alles steif und empfindungslos, und doch duldete ihn die Angst nicht länger auf dem Boden. Da hing von einer der Buchen ein Ast herunter, an dem er sich mit Händen und Armen festhalten und endlich auf die erfrorenen Beine emporrichten konnte. Aber noch einmal fiel der erschöpfte Mann zu Boden, denn auch der Überrock war angefroren, der auf dem Boden ausgebreitet lag und in den sich eines der Beine verwickelt hatte. Zum zweiten Mal mußte der Ast helfende Hand bieten. Da stand nun der keuchende Pfarrer; Alles zitterte an ihm, und nur mit großer Mühe gelang es ihm, den Überrock wieder anzuziehen und um das wegen der losgerissenen Haut schmerzende Gesicht die Sacktücher wieder umzu=

legen; sie zu knüpfen aber war den steifen Fingern ebenso unmöglich, als wenn er hätte eine Fuge auf der Orgel spielen sollen. Die ängstliche Sorge, aus dem Walde wieder hinauszukommen, nahm immer zu; als er hereingekommen war, hatte er, nur an's Sterben denkend, sich kein Merkzeichen gemacht, um den Rückweg wieder zu finden, und Nacht war's noch. Nun wo hinaus? Ein Indianer wäre nicht in Verlegenheit gekommen; aber ein Pfarrer in Sontheim ist auf dergleichen nicht eingeübt. Indessen mußte doch ein Entschluß zu irgend einer Richtung gefaßt werden, und glücklicherweise war es die, welche auf dem kürzesten Wege aus dem Walde hinausführte.

Das Laufen, Stampfen, Straucheln und Stolpern ging nun wieder an; ein neuer Lebensmut regte sich; aber nach kurzer Zeit trat die Entkräftung und die Gefahr, im Schlafe umzufallen, wieder ein. „Ich „wünschte mir betend", so heißt es in der Erzählung, „nur einen alten Storren zu bekommen, hinter den „ich mich legen und wegen dem brennenden Atem vor „dem kalten Winde Schutz haben könnte. Als ich einen „sah, dankte ich meinem Heiland und legte mich hin." — Weil aber der Schlaf weg und die Kälte unerträglich war, mußte er wieder aufstehen und lief abermals unter der größten Anstrengung eine Strecke weit fort, bis er eine Frühglocke läuten hörte, bei welcher es ihm aber ging wie heutzutage den Engländern mit den Deutschkatholiken: — er wußte nicht, in welchem Dorf. Der tiefe Glockenton war ihm ganz unbekannt; und doch, wie lieblich klang er ihm in die Ohren, denn er

bezeugte doch die Nähe der Menschen, von denen der Wanderer so lange getrennt gewesen war, und ihm wurde zu Mut wie einem Schiffbrüchigen auf einem wüsten Felsen, der in der Ferne ein Segel erblickt.

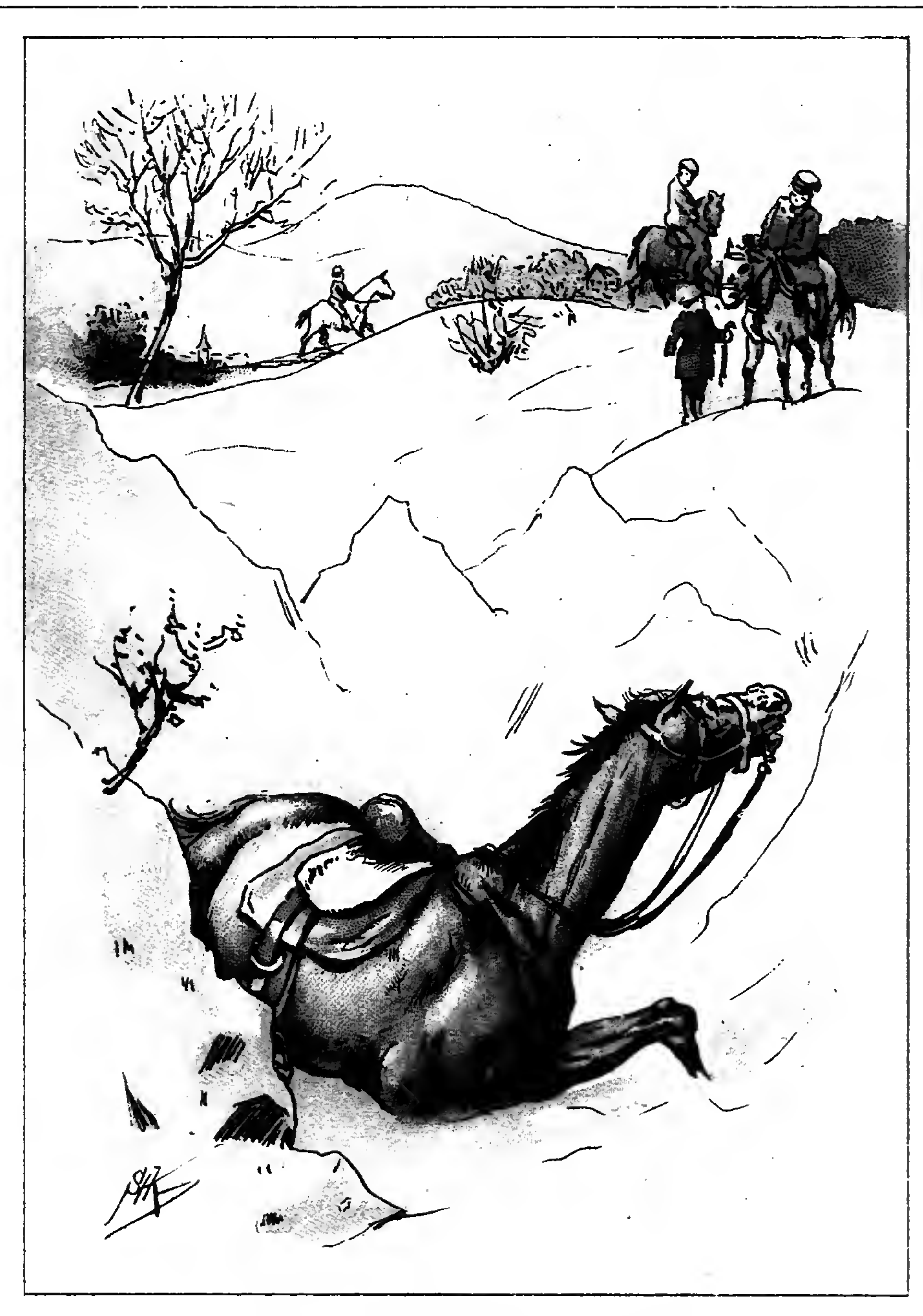
Natürlich war nun der erste Gedanke, das Dorf aufzusuchen, dessen Richtung der Glockenschall anzeigte. Aber dazwischen lag ein Wald und dahin wagt sich ein Verirrter nicht so leicht. Der Wald konnte jedoch nicht sehr breit sein, nach der Deutlichkeit des Geläutes zu urteilen. Unser Wanderer entschloß sich daher nach einigem Besinnen, längs des Waldes bis zu seinem Ende zu gehen und dann wieder auf der andern Seite eben so weit zurück; und um seiner Sache gewiß zu sein, zählte er die Schritte, denn das konnte er sich wohl denken, daß das Läuten ein Ende haben werde, bevor er auf die andere Seite komme. Aber freilich geht's auf einem Wege, der keiner ist, sehr langsam. Eine gute Viertelstunde darauf hörte er eine andere Frühglocke, die ihm bekannter däuchte. Nun gab er den früheren Vorsatz auf und ging auf diesen neuen Ton zu. Wiederum führte ein Wald, an welchem er in der Dunkelheit Huftritte wahrzunehmen glaubte, von der Richtung ab, und auf einmal stand der Pfarrer an einer tiefen Grube, in welcher viel Schnee lag. Er dankte seinem Heiland dafür, daß Er ihn nicht in der finstern Nacht habe in eine solche Grube fallen lassen, weil er sich aus derselben nicht wieder hätte herausarbeiten können; und jetzt war doch schon ein wenig Morgendämmerung zu sehen. Während er so betete, wurde er in der Grube ein kleines Birkenbäumlein

gewahr, das ohne eine Hecke ganz einzeln dastand. Plötzlich fiel ihm ein, daß bei seinem Pfarracker in Sontheim gerade eine solche Grube sei. Schnell sah er hinter sich und erblickte da richtig den ihm so wohlbekannten Wald Hohenloch;*) vor ihm stand der Berg, der gegen Ennabeuern liegt und Maisenloch heißt; und ein dritter Blick, mitten zwischen beiden hin, zeigte ihm in einiger Entfernung, aber doch deutlich genug, den hohen Tannenbaum in Sontheim an der Kirchhofmauer. Nun wußte er auf einmal wieder, wo er war, denn der Nebel hatte sich unterdessen in die Höhe gezogen, und mit neuem Mut trat er die mühselige Wanderung wieder an. Wie langsam und beschwerlich sie bei seiner großen Kraftlosigkeit und dem tiefen Schnee gewesen sein muß, kann man daraus ersehen, daß er noch beinahe eine ganze Stunde zu stampfen hatte, bis er morgens gegen 8 Uhr vor sein Haus kam.

Welche Angst unterdessen die Frau Pfarrerin, die ihren Mann bestimmt am Abend des dritten Tages erwartete, ausgestanden haben mochte, kann man sich denken. Nachdem sie aber bis spät in die Nacht vergeblich nach ihm ausgesehen, meinte sie eben, es sei in Dettingen eine wichtige Abhaltung eingetreten, und dachte nicht von ferne daran, daß er am frühen Morgen eintreffen werde. Die Freude über seine unerwartete Ankunft konnte auch gar nicht zu ihrem Recht gelangen und wurde ganz von dem Schrecken verdrängt, daß er in

---

*) Dasselbe Wort wie Hohenlohe = Hochwald. Lohe oder Loch heißt Wald und ist verwandt mit lucus. Tennenlohe also z. B. = Tannenwald.



Die Winternacht.

(Seite 20, 21.)

einem solchen Aufzug zu Fuß kam und nicht im Stande war, ein Wort zu reden. Erst nachdem er einige Löffel voll Weinsuppe genossen, kam die Sprache wieder; aber ehe der Pfarrer anfing, seiner Frau von seinen Abenteuern zu erzählen, schickte er nach dem Alt Christian Mayer, um zu erfahren, ob das Pferd nach Hause gekommen sei. Wahrscheinlich war das nun freilich nicht, denn das leer zurückgekommene Pferd hätte natürlich großes Aufsehen und Nachfragen verursacht; und wirklich versicherte auch der Christian Mayer, er habe nichts von seinem Goldfuchsen gesehen. Der Pfarrer ersuchte ihn hierauf, über Suppingen, Laichingen und Feldstetten nach Böhringen zu gehen und sich in allen diesen Orten nach dem Flüchtling zu erkundigen. Mit demselben Auftrag wurde der Gevattermann der Frau Pfarrerin über Ennabeuern und Zainingen geschickt und sollte im grünen Baum in Böhringen mit dem Christian Mayer zusammentreffen. Am späten Abend kamen sie aber beide ohne Pferd zurück, und der Eigentümer fing nun an, über den Verlust desselben zu klagen: obgleich einäugig, sei es doch sein bestes Pferd gewesen, und er würde es kaum um sechs Louisd'or hergegeben haben. Der Pfarrer suchte ihn zu beruhigen: er solle nur zufrieden sein; wenn das Pferd nicht mehr an den Tag kommen sollte, so wolle er ihn ehrlich bezahlen. „Übrigens", „fuhr er fort, „warum habt Ihr mir nicht das andere „Pferd gegeben, auf dem ich sonst schon geritten bin? „Vielleicht wäre ich dann nicht in diese Lebensgefahr „geraten." Mayer erwiderte, er habe ihm das gewöhnliche Pferd nicht geben können, weil es großträchtig sei.

Als die Männer weggegangen waren und der Pfarrer, um allen schlimmen Folgen vorzubeugen, auf seine erfrorenen Glieder Umschläge gelegt hatte, suchte er sein Lager auf, dessen Vorzüge vor einem Waldlager im Schnee er jetzt erst recht schätzen konnte, und schlief auch ganz ruhig und ohne Schmerzen bis an den andern Morgen früh um 3 Uhr. Da sah er im Traum einen großen Herrn zu ihm kommen, der einen langen Schlafrock anhatte. Der Grund des Schlafrocks war glänzend grün; die Blumen darauf aber schimmerten wie lauter Gold. Statt des Gürtels trug er eine prächtige Schärpe mit goldenen Haken, die bis auf den Boden reichte, und sein Angesicht war so auffallend, daß der Pfarrer sich nicht erinnerte, je in seinem Leben ein ähnliches gesehen zu haben. Dieser sehr hochgewachsene Herr ergriff mit seiner linken Hand die rechte des Pfarrers und sagte zu ihm: „Komm, ich will dir zeigen.“ Nach kurzer Zeit führte er ihn an eine tiefe Grube, worin das verlorene Pferd lag, das, sobald es seinen Reiter erblickte, gegen ihn wieherte wie ein Mutterpferd gegen sein Füllen. In diesem Augenblick wachte der Pfarrer auf, und der Traum stand von Anfang bis zu Ende lebhaft in seiner Erinnerung; doch dachte er nichts weniger, als daß derselbe etwas zu bedeuten habe, sondern meinte eben, es sei ihm im Traum die Grube neben seinem Pfarracker vorgekommen, an der er sich Morgens am Tage zuvor zurecht gefunden hatte. Diese Erinnerung veranlaßte ihn, seufzend und betend seinem treuen Erlöser zu danken, der ihn vom Tode des Erfrierens gerettet. Darüber erwachte seine Gattin neben

ihm, und als sie sein eifriges Beten merkte, fragte sie, was ihm fehle; er dürfe nur sagen, was sie für ein Arzneikölblein aus der Hausapotheke holen solle. Er erwiderte darauf, er habe einen Traum gehabt, worin ihm die Grube beim Pfarracker in den Sinn gekommen sein müsse, und er habe in der Grube das verlorene Pferd gesehen, aber es sei eben ein leerer Traum; doch habe derselbe ihn an den Dank erinnert, den er seinem Gott für die Errettung seines Lebens schuldig sei. Der Frau Pfarrerin, die in Feldstetten aufgewachsen war, fiel es bei diesen Worten ein, daß einmal einem dortigen Bürger eine Kuh von der Heerde weggekommen und zwischen den Felsen tot angetroffen worden sei, so meinte sie, könnte es ja dem Pferd wohl auch ergangen sein. Auf diese Äußerung bekam Pfarrer Erhardt einen so unwiderstehlichen Trieb, daß er keine Ruhe mehr im Bette hatte, sondern der Magd schellte und ihr befahl, die Stube einzuheizen. Es war jetzt vier Uhr. Eine Stunde später schickte er sie zu dem benachbarten Wirt, Namens Ruopp, und ließ ihm sagen, er möchte bis 6 Uhr zwei gesattelte Pferde bereit halten, sie wollten in der Feldstetter Au nach dem verlorenen Pferde sehen. Darnach sollte sie zum Schultheiß gehen, ihm einen guten Morgen ausrichten und sagen, er möchte so gut sein und bis 6 Uhr mit 6 Mann in's Pfarrhaus kommen, um mit ihm in der Feldstätter Au nachzusehen, ob nicht der vermißte Goldfuchs in einer Grube oder sonstwo angetroffen werde.

Sobald es 6 Uhr schlug, machte sich die Untersuchungsmannschaft auf den Weg; man durchforschte

Gruben und Gräben, fand aber das Pferd nicht. Unterwegs wurde der Eigentümer desselben, alt Christian Mayer, beordert, nach Urach zu gehen, den Vorfall in der Herzogl. Oberamtei anzuzeigen und daselbst um ein Ausschreiben zu bitten, daß, wo Jemand das verlorene Pferd, das einen blauen Mantelsack, Stangenzaum und Pistolenhalfter trage, anträfe, er dasselbe nach Sontheim einliefern solle. Gerade als der Mann im Begriffe war, abzugehen, rief der Schultheiß: „Halt, Christian! dort oben kommt ein Mann gegen uns her gelaufen, der wird wohl etwas von dem Pferde wissen.“ Dieser Mann lief aber nicht gerade auf sie zu, und während sie ihm zusahen, blieb er plötzlich stehen und schlug die Hände über dem Kopf zusammen, was freilich ebensowohl Verwunderung als Betrübnis anzeigen konnte. Zu gleicher Zeit wurde das Pferd, auf dem der Pfarrer ritt, so unbändig und unruhig, daß er fragte, ob ihm denn Jemand etwas zu Leid gethan habe. Die Antwort war, er solle nur dem Manne zureiten. Weil aber unterwegs verschiedene Schneegruben waren, so wurde der Wirt aufgefordert, voranzureiten, denn der kannte doch das Terrain genauer. Doch kam das Pferd des Pfarrers zuerst zu dem Mann auf den Platz, und es zeigte sich, daß es der Jakob Friedrich Mayer war, der Bruder des alt Christian Mayer, dem das verlorene Pferd gehörte. Dieses aber lag da in einer Grube zwischen Felsen, und als es die Leute reden hörte und das Pferd des Pfarrers sah, so wieherte es gegen demselben gerade so, wie es dem Pfarrer geträumt hatte. Es war nun

der dritte Tag, daß sich das arme Tier in dieser Lage befand; der Sattel nebst einem der Pistolenhalfter war abgerissen; den Stangenzaum aber hatte es noch am Hals und war sonst unbeschädigt. Es fraß auch gleich etwas Brot, das einer der Männer bei sich hatte, und hat noch viele Jahre gelebt, bis es ganz blind geworden ist. Der Pfarrer aber hat die erfahrene Lebensrettung auf den Blättern, die im Original vor mir liegen, eigenhändig aufgezeichnet zum ewigen Gedächtnis und oben darüber gesetzt: „Beschreibung der unmittelbar-„göttlichen Erhaltung vor dem Erfrierungs-„tod, welche der Pfarrer zu Sontheim, Uracher „(jetzt Münsinger) Oberamts, M. Erhardt, in „der Martiniwoche im Jahr 1764 zur ewigen „Anbetung und Lob Gottes und unsers Lebens-„fürsten Jesu Christi erfahren hat.“ Er schließt seine Erzählung mit den Worten:

„Gelobt sei die Herrlichkeit Gottes! Amen.“

———

Nilus und Theodulus.

Eine Geschichte aus dem Altertum.

Die Halbinsel des Sinai gewährt einen ungemein großartigen Anblick. Es giebt wenige Gebirgsgegenden, die ihr an schauerlicher Öde und wilder Erhabenheit gleichkämen. Der Wanderer sieht auf allen Seiten nackte Granitflächen, kaum hie und da einen Rand oder Spalt mit Erde bedeckt, worin ein kleiner Strauch oder ein anderes nahrhaftes Gewächs Wurzel fassen könnte. In den Schluchten liegen locker aufeinandergehäufte Felsblöcke, die zum Teil bis zu dreißig Fuß lang sind. Von den Gipfeln der hohen Berge herab erblickt man nichts als ringsum eine grauenvolle Wildnis.

Am nordwestlichen Abhang des Gebirgs, nicht weit von dem Fuß desselben, zeigt sich ein ebener Platz, dicht umringt von den schroffen Felsen; doch zeigen einige Palmen auf einem kleinen grünen Fleck, wo etwa einmal ein wandernder Beduine sein Lager aufschlägt, einen angenehmen Kontrast gegen die allgemeine Unfruchtbarkeit. Dies ist der Eingang zu dem Thal, das heutzutage Wadi Feiran heißt.

Nicht ferne von diesem Platze war, etwa 60 Jahre nachdem Constantin den Sitz des Kaisertums ins Morgenland verlegt, eine kleine Kolonie von Eremiten angesiedelt. Dergleichen Niederlassungen — denn es gab in der

Nachbarschaft noch mehrere — verdankten ihre Entstehung teils solchen Personen, die in den vorhergegangenen heidnischen Verfolgungen sich geflüchtet hatten, teils solchen, die in der Einsamkeit der Wüste jene Ruhe und Heiligkeit zu erlangen hofften, wonach sie in dem Getriebe und Gelärme der Welt vergeblich trachteten.

Diese Eremiten wohnten teils in kleinen Hütten, welche sie sich aus dem geringen Material, wie man es in der Umgebung fand, erbaut hatten, teils in Höhlen, die entweder von der Natur selbst gebildet, oder durch ihrer Hände Arbeit in den Fels gegraben waren. Die einzelnen Zellen waren ungefähr eine kleine halbe Stunde von einander entfernt, damit die Einsiedler während ihrer Andachtsübungen nicht von einander gestört werden könnten. Jede Zelle hatte in der Regel nur einen Bewohner, doch so, daß den Älteren und Schwächeren sich ein Jüngerer als dienender Bruder zugesellte.

Oft wurde die ganze Woche in der Einsamkeit zugebracht und „das Buch", wie einer von ihnen sagt, war gewöhnlich ihr einziger Gefährte. Am Samstag Abend pflegten sie sich zu versammeln in einer gemeinschaftlichen Zelle, die größer war als die übrigen und eine Art von Kapelle bildete. Dort brachten sie die Nacht von Samstag auf den Sonntag in gemeinschaftlicher Andacht zu; am Sonntag früh feierten sie dann miteinander das Brotbrechen nach der Einsetzung Christi und hielten darauf ihr einfaches Mahl. Alte Nachrichten versichern, manche von ihnen haben nur dies eine Mal in der Woche gegessen, Andere nur zweimal, Etliche auch dreimal. Ihre Leckerbissen bestanden aus einigen

Wurzeln, deren sie einen gemeinschaftlichen Vorrat besaßen, aus Datteln, Beeren und dergleichen Gebirgsfrüchten; und ein Trunk Wasser aus der Quelle vollendete die Mahlzeit. Brot wurde nur selten gesehen. Nach dem Essen redeten sie miteinander über einen Abschnitt aus der heiligen Schrift, welche manche von ihnen fast ganz auswendig wußten; und wenn der Abend einbrach, gingen sie mit brüderlichen Ermunterungen und Liebesversicherungen wieder auseinander, jeder in seine Zelle. So wurde der Sonntag zugebracht. Ihre Kleidung war ärmlich, da die Wärme des Klima's nicht viel erforderte. Sie bestand gewöhnlich aus härenem Zeug, aus der Haut eines wilden Tieres oder aus schlechtem leinenem Tuch. So einförmig gingen ihre Tage dahin.

Wenn wir das Mönchs- und Einsiedlerleben an den Maßstab der heiligen Schrift halten, so müssen wir freilich denken, die Urheber desselben haben den Sinn des Christentums sehr mißverstanden, indessen folgt daraus nicht, daß wir die Aufrichtigkeit vieler von ihnen, oder die Ächtheit ihrer Frömmigkeit bezweifeln müßten.

Unter den ausgezeichneteren Einsiedlern des Berges Sinai war zu jener Zeit Nilus, ein Mann von vornehmer Abkunft, der eine Erziehung genossen hatte, so gut sie in der feingebildeten byzantinischen Hauptstadt zu finden war: er war ein Schüler des Chrysostomus und anderer angesehener Lehrer gewesen. Er war zu Macht, Reichtum und Ruhm gelangt, denn sein königlicher Herr hatte ihn zum Gouverneur von Konstantinopel erhoben, und das war ein sehr ehrenvoller Posten. Er wurde aber des Pomps und Flitterwerks am Hofe überdrüssig,

und kam zu dem Entschluß, sich in die Wüste zurückzuziehen. Von seinen beiden Kindern blieb die Tochter bei seiner Gattin, die sich gleichfalls in die Stille eines andächtigen Lebens zurückgezogen hatte; der Sohn Theodulus, ein edler Jüngling, begleitete ihn in seine Einsamkeit.

Wir wollen sie eine Weile dort allein lassen, und uns unterdessen nach den übrigen Wüstenbewohnern umsehen.

Zu jener Zeit hatte Muhamed's Erdbebenstimme den Glaubensgrund der umherwohnenden Völkerschaften noch nicht erschüttert; die arabischen Stämme, die rings um den Sinai gelagert waren, hingen immer noch an ihrem alten Glauben und Gottesdienst. Ihre Religion ist seitdem eine andere geworden; und man sollte denken, keine Religion in der Welt wäre so wie die muhamedanische geeignet, der Lebensweise ihrer Bekenner eine andere Gestalt zu geben. Allein, was nun auch die Ursache sein mag, Thatsache wenigstens ist es, daß die Lebensart und die Sitte des Volkes, sofern sie nicht direkt mit der Religion zusammenhängen, dem Reisenden heutzutage beinahe ganz dieselben Bilder darbieten, wie sie Nilus und seine Zeitgenossen, die etwas darüber geschrieben haben, sahen, obgleich seitdem mehr als 1400 Jahre verflossen sind.

Betrachtet einmal so einen alten schweren, schimmlichen Folioband in Schweinsleder, mit gewaltigen Klammern verschlossen, damit ja die Gelehrsamkeit nicht heraus kann; auf dem Titelbatt, d. h. der Rückseite desselben, steht etwa das Imprimatur eines römischen Cardinals oder Bücher-Censors; die Anfangsbuchstaben zeigen zierlich gemalte Schnörkel und Figuren; die

schmeichelhafte Zueignung an den „illustrissimus et amplissimus dominus“ so und so ist von irgend einem gelehrten Bruder aus der „societas Jesu“ oder vielleicht aus dem Kreise der gelehrten Benediktiner des heil. Maurus geschrieben. Welch' ein Kontrast zwischen diesem schwerfälligen Folianten — fast hätte ich gesagt Elephanten, weil dieser nämlich auch ein Foliant ist und Blätter frißt — zwischen diesen vergilbten Blättern voll Abbreviaturen und krücklicher griechischer Buchstaben, und zwischen jenem zierlichen Taschenbuch mit gepreßter und vergoldeter Decke, in welchem der neueste Reisende im Morgenland seine Reisebemerkungen mitgeteilt hat. Und doch, so groß auch dieser Kontrast sein mag, wenn wir den spaurigen Folianten aus seinem Fach herausziehen und den Staub und die Spinnweben wegblasen, so werden wir finden, daß, was der Eremit von den Sitten der Wüstensöhne sagt, fast durchweg genau mit den Schilderungen übereinstimmt, die wir in dem vergoldeten Taschenbuch lesen.

Nilus beschreibt die Araber seiner Zeit als ein zeltenbewohnendes Nomadenvolk, das sich weder mit Handel, noch mit Ackerbau (sofern von diesem in der Nähe des Sinai die Rede sein kann) abgiebt, sondern seinen Unterhalt einzig von seinem Schwert erwartet. Wenn der Raub oder die Jagd nicht genugsame Lebensmittel lieferten, so pflegten sie ein Kameel zu schlachten, dessen halbrohes, blutiges Fleisch eine Zeit lang die Bedürfnisse des Stammes befriedigen mußte. Mit Götzen, sagt er, hätten sie nichts zu schaffen gehabt; der einzige Gegenstand ihrer Anbetung sei der Morgen-

stern gewesen, der freilich in jenem Lande, an dem klaren, wolkenlosen Himmel mit einem bei uns nie gesehenen Glanze herabstrahlt. Diesem strahlenden Himmelskörper pflegten sie zur Zeit seines hellsten Glanzes, gerade vor Sonnenaufgang, einen gefangenen Knaben zu opfern, oder, wenn ihre Streifzüge erfolglos gewesen waren, ein fleckenlos weißes Kameel. In langsamer Prozession zogen sie dreimal um das Opfer herum, einen tiefen ernsten Grabgesang singend; und noch ehe der Glanz des Planeten durch den Aufgang der Sonne gedämpft wurde, mußte Feuer alle Spuren des Opfers verzehren. So war der wilde, unbarmherzige Volksstamm, der den friedlichen Einsiedler in seiner Nachbarschaft so oft in Schrecken versetzte.

Die Nacht des 13. Januars im Jahr Christi 390 war von den Eremiten in gemeinschaftlichen Andachtsübungen, wie oben erwähnt, zugebracht worden — auch Nilus und sein Sohn waren dabei, — als auf einmal gleich tollen Hunden, wie Nilus sagt, eine wütende Rotte dieser Barbaren, unter dem furchtbarsten Geschrei plötzlich über sie herfiel. Während die erschreckten Einsiedler in ihrer kleinen Kapelle sich zusammendrängten, beschäftigten sich die Araber mit der Plünderung ihrer Habe, die aber einzig in dem Wintervorrat an Wurzeln bestand. Nachdem sie damit fertig waren, schleppten sie die Eremiten mit roher Gewalt aus dem Kirchlein heraus, rissen ihnen die ärmlichen Kleider ab, stellten die älteren Männer in eine Reihe, wie ein Unteroffizier seine Soldaten, und — — nun? es ist noch jetzt eine Schande; aber es ist Thatsache: Einer nach dem andern

mußte den Hals darstrecken, was sie auch alle gutwillig thaten, und dann wurde ihnen durch das Schwert eines derben Arabers der Kopf abgehauen. Endlich waren die Barbaren des Schlachtens müde, und gestatteten den noch Übrigen, sofern sie schon über das beste Alter hinaus und also nicht mehr als Sklaven verkäuflich waren, sich in's Gebirg zu flüchten. Die jüngeren Männer wurden gebunden, und als die Horde aufbrach, mußten sie ihren nunmehrigen Herren zu Fuß folgen.

Bei Einbruch der Nacht stiegen Nilus und andere von den Eremiten, die ihr Leben gerettet hatten, vom Gebirge herab nach ihren verwüsteten Wohnplätzen, um die Leichname der Erschlagenen zu beerdigen. Wer ist im Stande, sich in die Empfindungen des beraubten Vaters recht hineinzudenken! Sein Sohn, der Trost seines Alters, von seiner Seite gerissen durch eine Horde gefühlloser Wilden, die bei der hübschen Gestalt und dem geistreichen Gesicht des Theodulus an nichts Anderes dachten, als daß er sich zum ersten und ausgesuchtesten Schlachtopfer für das Opfermesser eigne! Der Gedanke an dieses Schicksal, das tausendmal schrecklicher war, als bloße Gefangenschaft und selbst als der Tod, der viele ihrer Genossen soeben getroffen, müßte den armen Nilus von Sinnen gebracht haben, wäre er nicht durch die Trostgründe aufrecht gehalten worden, die er aus dem Wort Gottes schöpfte. Dazu kam dann der Blick auf die verheerte Niederlassung, wo alles noch so kurz vorher friedlich und glücklich gewesen, und aus welcher noch heute die Lobpsalmen und

die Gebetsstimmen emporgestiegen waren zum Thron Gottes, ferner das Röcheln einiger Sterbenden, in deren verstümmelten Körpern der letzte Lebensfunken eben erlöschen wollte, und der schauerliche Anblick der umherliegenden blutigen Leichname: — kein Wunder, daß der alte Vater Nilus sich in seiner noch vorhandenen Erzählung in so lange und laute Wehklagen ergießt. Ich werde euch aber mit Anhörung derselben verschonen, und wir wollen uns lieber nach dem ferneren Schicksal seines Sohnes Theodulus umsehen, das euch wahrscheinlich mehr interessiert.

Die Araber richteten ihren Lauf nach mehreren andern Eremiten-Kolonieen, ähnlich der bereits geschilderten, und mit wenig Unterschied wurden sie ebenso mit Plünderung und Blutvergießen heimgesucht. Hier mußte ein Vater mit ansehen, wie sein Sohn unter schmerzlichen Qualen starb; dort erschien mitten in dem wilden Klippenmeer auf einer grüneren Oase eine krystallklare Quelle, und aus der Einsiedlerswohnung, die an der steilen Felswand wie ein Vogelnest hing, wurde ein alter Einsiedler hervorgeschleppt und kopfüber in die Felsschlucht daneben hinabgestürzt.

Dergleichen Auftritte mußte Theodulus mit ansehen, und seine eigene Mühsal war auch nicht gering. Der Fußpfad, auf welchem er den Reitern folgen mußte, — wenn man da von einem Pfade reden kann, wo vielleicht noch nie ein Menschenfuß gewandelt hat — führte durch ein Chaos verwirrt aufeinander gehäufter Felsen, und die ungewohnte Anstrengung erschöpfte ihn auf's äußerste, um von dem unerträglichen Durst nichts zu sagen.

Endlich schlugen die Räuber ihr Nachtlager auf. Es wurde eine Beratung gehalten und der Beschluß gefaßt, am nächsten Morgen vor Sonnenaufgang sollte Theodulus dem Stern, den sie anbeteten, als Opfer dargebracht werden. Die Nacht hindurch wurden alle Erfordernisse für das Opfer in Bereitschaft gesetzt. Theodulus sah es mit an, wie um den Altar her Schwert und Brennholz und Weihrauch und Trankopfer in der Schale zugerichtet waren. Er brachte die Nacht, die seine letzte sein sollte, in demütigem, herzlichem Gebet zu, und setzte sich dadurch in die Fassung, daß er nicht murrte, was auch sein himmlischer Vater über ihn beschlossen haben sollte. Er betete um seine Errettung, wenn es der Wille des Herrn wäre; er betete aber auch ernstlich um himmlischen Trost für seinen vereinsamten Vater in seinem bittern Kummer.

Die Stunde des Opfers kam immer näher; der Morgenstern strahlte in vollem Glanze herab, und ein schwacher roter Streifen am östlichen Himmelsrand verkündigte den baldigen Aufgang der Sonne, deren Strahlenkreis das Schlachtopfer in dieser Welt nicht mehr erblicken sollte.

Jetzt ist's hohe Zeit! Aber warum sind die Priester so still? warum keine weiteren Zurichtungen? Horch! kommen sie jetzt? Nein, es rührt sich nichts, das Schlachtopfer ausgenommen, alle, ermüdet von den Strapazen des vorigen Tages, sind in tiefem Schlummer begraben. Die Sonne schießt ihren ersten Strahl hinter den Berggipfeln von Seir hervor; der Morgenstern erblaßt von dem wachsenden Glanze, — die Zeit des Opfers ist vorüber. Die Priester erwachen; aber

jetzt ist's zu spät; ihr Gott ist unsichtbar geworden, und für einen Frevel würden sie es ansehen, jetzt noch ein Opfer zu bringen. Einen so merkwürdigen Aufschub, wenn auch nur für einen Tag, betrachtete Theodulus als eine unmittelbare Antwort auf sein gläubiges Gebet.

Die Araber, vielleicht in der Meinung, das beabsichtigte Opfer sei ihrer Gottheit nicht angenehm, änderten ihren Beschluß hinsichtlich des Jünglings. Als sie in das Dorf Suca kamen, stellten sie ihn als Sklaven zum Verkauf aus; allein sein Leben kam hier abermals in Gefahr. Es zeigte sich kein Käufer, der mehr für ihn hätte bezahlen wollen als zwei Goldstücke, und dieser Preis dünkte den Barbaren zu niedrig. Sofort wurde er entkleidet, vor das Dorf hinausgeführt und ihm ein bloßes Schwert auf die Brust gesetzt; aber gerade, als sie ihn durchbohren wollten, gelang es endlich den dringenden Bitten des Theodulus, das Mitleiden eines dabeistehenden Mannes zu bewegen, daß er die geforderte Summe für ihn bezahlte.

Theodulus war also nun Sklave, und zog diesen traurigen Zustand dem Tode vor, denn so lange ein Mensch lebt, hat er Hoffnung, und wie leicht war es dem Gott, der ihn so wunderbar am Leben erhalten, ihn auch wieder zu seinem schwergeprüften Vater zu bringen, wenn seine Weisheit es so beschlossen hatte! Diese Hoffnung bekam bald eine neue Stütze; denn der Bischof von Elusa, einer Stadt südwestlich vom toten Meere, gegen 60 Stunden vom Sinai, fand Mittel, den Jüngling loszukaufen, und übertrug ihm

die Besorgung seiner Kirche. Die Wiedervereinigung mit Nilus schien also nun keine Unmöglichkeit mehr zu sein. Aber wir müssen uns nun auch wieder nach dem alten Mann umsehen.

Nachdem Nilus mit seinen Genossen die letzte Liebespflicht gegen die Leichname ihrer ermordeten Freunde erfüllt hatte, zogen sie sich nach Pharan (dem heutigen Feiran), der beim Sinai nächstgelegenen Stadt zurück. Dort erfuhr er die Nachricht, daß sein Sohn geopfert werden sollte, von einem der Gefangenen, der während der Zurüstungen zu diesem Opfer Gelegenheit gefunden hatte, zu entrinnen. Als die Kunde von dieser neuen Gewaltthätigkeit der Araber unter den Bewohnern der Umgegend sich verbreitete, entstand eine große Aufregung. In Pharan versammelten sich die Ratsleute der Stadt und beratschlagten, was nun zu thun sei. Der blutige Überfall war eine Verletzung einer Übereinkunft, welche zwischen ihnen und dem arabischen Scheikh bestand, der, in Anbetracht gewisser Handelsvorteile, sich verbindlich gemacht hatte, alle dergleichen Angriffe zu unterlassen. Es wurde beschlossen, eine Gesandtschaft an den Scheikh zu schicken, eine Erklärung seines Benehmens zu verlangen, und auf augenblickliche Herausgabe der Gefangenen anzutragen. Als die Gesandten wieder kamen, berichteten sie, dem Scheikh sei der Vorfall leid, und er habe die Freilassung der Gefangenen versprochen. Sofort brach Nilus mit Andern unter militärischer Begleitung ohne Verschub auf, um sich in das arabische Lager zu begeben.

Die Reise durch die Wüste erforderte zwölf Tage,



Nilus und Theodolus.

(Seite 35.)

un' die Wanderer hatten auf ihrem Wege schreckliche Mühseligkeiten zu erdulden. Am achten Tage ging ihr Wasservorrat aus, und es zeigte sich keine Möglichkeit, denselben wieder zu ergänzen. Weit umher nichts als dürre Felsen und nirgends ein grüner Fleck, von dem auf das Vorhandensein einer Quelle zu schließen gewesen wäre. Vor Durst zu verschmachten, war die einzige Aussicht, und diese stand ganz nahe. Endlich, nachdem sie sich ganz ermattet eine Strecke weiter fortgeschleppt hatten, wurden die im Wüstenreisen Geübteren einige der gewöhnlichen Merkmale gewahr, welche die Nähe einer Quelle erwarten ließen. Sie nahmen die wenige, noch übrige Kraft zusammen, um die Quelle zu erreichen. Auch Nilus eilte voran, so weit es ihm die Altersschwäche zuließ, und (wie er naiv bemerkt) die Besorgnis, durch unziemliche Hast der Würde seines Einsiedlerstandes etwas zu vergeben. Aber ach! seine Prüfungen schienen noch nicht beendigt, denn als er den Rand des Hügels erreichte, von dem aus man die ersehnte Quelle erblicken konnte, bemerkte er zu seinem großen Schrecken, daß sie von einer Abteilung der nämlichen räuberischen Araber, deren Unbarmherzigkeit er schon einmal erfahren hatte, umringt war. Sie nahmen ihn alsbald gefangen und behandelten ihn sehr unfreundlich. Doch blieb der Greis nicht lange in ihren Händen, denn es zeigte sich auf den Hügeln eine Abteilung seiner eigenen Leute; die Araber wurden beim Anblick derselben von einem panischen Schrecken ergriffen und machten sich unverzüglich auf die Flucht, so daß sie sich nicht einmal Zeit nahmen,

den Raub, den sie auf ihrem Streifzug zusammengebracht, mit sich fortzuschaffen. Auf's Neue gestärkt durch einen langen Trunk aus der Quelle, und nachdem sie die Überreste der von den Arabern zubereiteten Mahlzeit ruhig verzehrt hatten, machte sich unsere Reisegesellschaft auf's Neue auf den Weg.

Nach weiteren vier Tagen gelangten sie zu den Zelten des Ammanes, des Scheikhs, der ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen sollte. Sie wurden von ihm sehr gastfreundlich und höflich empfangen, und er nahm die Versöhnungsgeschenke, die sie mitgebracht hatten, mit gnädiger Herablassung in Empfang. Die Nachfragen, welche Nilus nach seinem Sohne anstellte, waren eine Zeitlang ohne Erfolg; endlich vernahm er, daß derselbe noch am Leben sei und sich, wie wir oben erzählt haben, in Elusa befinde.

Ihr könnet euch wohl denken, daß der alte Mann bei Empfang dieser Nachricht nicht lange gesäumt haben werde. Er eilte nach Elusa, begierig, wie der Erzvater Jakob, seinen Sohn, den Verlorengeglaubten, in diesem Leben noch einmal an's Herz zu drücken. Unterwegs erfuhr er, daß es demselben gut gehe; und als er in die Stadt kam, war sein erster Gang, ehe er den geliebten Sohn aufsuchte, in die Kirche. Dort ergoß sich der gute Mann in einen reichen Strom von Thränen und brachte Dem den aufrichtigsten und herzlichsten Dank dar, der sein Leben in so vielen Gefahren geschützt und seine Wanderung zu einem so glücklichen und unverhofften Ziel geführt hatte.

Nilus wurde bald von den versammelten Ein=

wohnern der Stadt als der Vater des Jünglings erkannt, der vor Kurzem in ihre Mitte gekommen war, und dessen traurige und wunderbare Schicksale bei ihnen so viel Teilnahme gefunden hatten. Sie wetteiferten miteinander, wer von ihnen zuerst dem betrübten Sohn die fröhliche Botschaft von der Ankunft seines Vaters bringen könnte.

Jetzt sah er seinen Sohn auf sich zukommen; aber Nilus war durch Kummer und Mühseligkeiten so verändert, daß Theodulus kaum seinen Vater in ihm wieder erkannte. Abgezehrt und bleich im Gesicht, mit ungeordneten und ungeschorenen Haaren, mit ungewöhnlich wankenden Schritten, am zerrissenen Gewand die Spuren einer langen, beschwerlichen Wanderung — schien er gar nicht mehr der vorige Mann zu sein. Der arme Greis fiel seinem Sohne um den Hals, wurde aber von der mächtigen Gemütserschütterung ohnmächtig und lag eine Zeitlang wie tot da. Endlich durch die sorgfältige Pflege seines Sohnes wieder zu sich selber gebracht, wurde er in das Haus des Bischofs geführt, und nun ging's natürlich an ein Erzählen der beiderseitigen Erlebnisse seit dem Augenblick ihrer gewaltsamen Trennung. Nachdem Nilus seine erschöpften Kräfte wieder gestärkt hatte, ließ er sich von dem Bischof überreden, die Ordination zum Priester der christlichen Kirche von seinen Händen zu empfangen. Zu längerem Bleiben aber wollte er sich durchaus nicht bereden lassen, sondern machte sich, begleitet von Theodulus, und von dem freundlichen Bischof mit allem Nötigen versehen, wieder auf den Weg nach dem Sinai.

Hier endet die Erzählung, welche Nilus hinterlassen hat; aus andern Quellen aber wissen wir, daß er von da an noch eine Reihe von Jahren als eifriger Diener Christi lebte und in hohem Alter starb. Wunderbar sind die Führungen Gottes, der sich zu der Schwachheit seiner beschränkten Kinder herabläßt, und ihnen auf ihren Irrwegen nachfolgt.

Die Nacht am Tage.

Man könnte freilich von allerlei „Nacht am Tage“ reden, z. B. wenn der Küfer in einem Faß steckt, um es auszufegen, und Mittags 12 Uhr gar nichts sieht, als eine in Schwarzkunst ausgeführte Abbildung der ägyptischen Finsternis; oder wenn Einer den schwarzen Staar hat und im Sonnenschein eines Julitages mit seinem Stab die Pflastersteine sondieren muß; oder wenn Einer am hellen Sonnenhimmel der geoffenbarten Wahrheit des Evangeliums die Sonne nicht sieht und erst nach einem fernen Sterne sucht, der ihm den Weg zum Leben zeigen soll. Wir meinen aber hier eine andere Nacht am Tage, und der geneigte Leser wird bald gewahr werden, was für eine.

Die Geschichte des Nilus und Theodolus hat uns schon einmal viele Jahrhunderte stromaufwärts geführt; diesmal gehen wir noch weiter zurück, bis in die Tage, wo noch Zeitgenossen der Apostel und vielleicht auch noch einige von diesen selbst — Einer gewiß — am Leben waren. Und wie wir dort das Beduinenvolk angetroffen haben, das sich bis auf den heutigen Tag in seiner Erscheinung fast ganz gleich geblieben ist, so werden wir auch diesmal einem merkwürdigen Anknüpfungspunkt an die jetzige Zeit begegnen.

Im Jahre 70 nach Christi Geburt war endlich die feste Stadt Jerusalem nach zehnjähriger Belagerung von dem römischen Feldherrn Titus erobert und von seinen Soldaten zerstört und verbrannt worden. Die Einwohner der unglücklichen Stadt, soweit sie nicht schon in den unseligen inneren Streitigkeiten der Parteien, oder vom Hunger umgekommen waren, wurden gefangen weggeführt, und unter ihnen war auch Menippus, ein cyrenaischer Jude, der kurz vor der Belagerung mit seinen Eltern nach Jerusalem gekommen und dort geblieben war. Er hatte Zutritt in eine christliche Familie gefunden und sich bald überzeugt, daß Jesus der Messias sei. Als die Christen von Jerusalem nach Pella flüchteten, zog er mit ihnen, war aber dann, da er von den trostlosen Zuständen in Jerusalem hörte, sehr bekümmert wegen des Schicksals seiner Eltern, die in der Stadt zurückgeblieben waren; und gerade zu der Zeit, als die Stadt fiel, hatte er dem Drange der kindlichen Liebe nicht mehr widerstehen können, sondern sich in die Nähe von Jerusalem begeben, um zu sehen, ob nicht etwas von ihnen zu erfahren wäre. Er sah vom Ölberg aus zu, wie der letzte Kampf zwischen den Römern und Juden mit der größten Erbitterung ausgefochten wurde, und das feindliche Heer endlich siegreich in die eroberte Stadt drang. Da war Menippus unbesonnen genug, durch die geöffneten Thore in die Stadt hineinzueilen, um seine Eltern aufzusuchen, und so traf ihn dann auch das Loos der noch am Leben gebliebenen Einwohner, daß er gefangen genommen wurde. Ein römischer Centurio, Cajus Dexter, bekam ihn von

Titus geschenkt und nahm ihn als seinen Diener mit nach Italien. Wie Mancher hat sich schon nach einem Besuch in dem schönen Land gesehnt, wo die Citronen und Orangen blühen; aber einer solchen Reise, wie Menippus sie machen mußte, würde er doch die Heimat vorziehen. Zehn Jahre vorher war auch Einer als Gefangener in Rom eingezogen, der sich schon lange gewünscht hatte, diese berühmte Stadt zu sehen; aber nach dem Kriegsknecht, mit dem er zusammengekettet war, hatte es ihn nicht verlangt. Unsere Wünsche werden oft ganz anders erfüllt, als wir dachten.

Der Centurio Cajus Dexter war bei der Belagerung Jerusalems von einem Wurfgeschoß am linken Bein getroffen worden, und obwohl er glücklich geheilt worden war, blieb doch das Bein steif und er war somit dienstunfähig. Er zog sich nach seiner Vaterstadt Pompeji im südlichen Italien, in der Nähe des jetzigen Neapels zurück, und da er kein Vermögen hatte, war er froh, eine kleine Anstellung zu erhalten, mit der freie Wohnung verbunden war. Er hatte die Aufsicht über das Thor nach Herkulanum und über die nächsten Festungswälle, auf welche eine breite steinerne Treppe neben seiner Wohnung hinaufführte, die er täglich dreimal bestieg. Sein Haus war eine kleine aber bequeme Wohnstätte, die für einen einzelnen Mann Raum genug gewährte. Die Hausthüre führte auf einen breiten Gang und dieser auf die Hausflur. In derselben ging eine Treppe in das obere Stockwerk, das aber nur aus einer Gallerie gerade oberhalb des Hausganges und einem kleinen Stübchen bestand, welches

sonst als Schlafzimmer des Hausherrn diente, jetzt aber als Gastzimmer benützt wurde, wenn etwa Cajus einen Besuch von einem alten Kriegskameraden empfing, denn er selbst schlief, weil ihm das Treppensteigen beschwerlich war, unten.

Rechts von der Treppe war unten eine Art von Vorsprung oder Erker mit einem keinen Gemach, in welchem Menippus schlief; links ging es in das große Zimmer, das im Winter als Speisesaal benützt wurde; und an dieses stieß ein kleines Gemach, in welchem das Lararium sich befand, der Wohnplatz der Hausgötter, mit einem kleinen Altar. Von da ging es wieder links in den Hof oder Garten, der den übrigen Teil des Hauses einnahm. In diesem stand das steinerne Triclinium oder der Sitz zum Essen in der Sommerzeit, über welchem gegen die Sonnenstrahlen ein Tuch ausgespannt wurde.

Hier also hatte Menippus seine neue Heimat gefunden und ich werde euch nicht erst sagen dürfen, daß er einige Zeit brauchte, um sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß er nunmehr ein Sklave sei und einem heidnischen Herrn diene. Es war keine geringe Aufgabe, von der Gemeinschaft der Christen, unter denen es ihm so wohl gewesen war, geschieden zu sein und in einer Stadt zu wohnen, in der er nicht hoffen konnte, einen Glaubensgenossen zu finden, und wo nicht blos der eitle Götzendienst herrschte, sondern auch eine raffinierte Genußsucht nebst allen damit verbundenen Sünden und Lastern. Denn was das Erstere betrifft, so ist zwar an dem sogenannten „Haus des Pansa“ ein Kreuz, in Basrelief ausgehauen, gefunden worden; allein da

neben demselben die Bilder des krassesten Heidentums zu sehen sind, so bleibt es sehr zweifelhaft, ob das Kreuz als Beweis betrachtet werden kann, daß der Bewohner des Hauses dem Christentum gehuldigt habe; und der Luxus der damaligen Bewohner von Pompeji geht unter Anderem auch hervor aus der Abbildung eines Gastmahls, die aus jener Zeit noch vorhanden ist, und die ich euch in Kurzem beschreiben will. In der Mitte steht eine große Schüssel mit vier Pfauen, die mit ihren prächtigen schimmernden Schweifen einen glänzenden Anblick gewähren. Ringsumher liegen große Krebse, deren einer ein blaues Ei in seinen Scheeren hält, der andere eine Auster, der dritte eine gefüllte Ratte, der vierte einen kleinen Korb voll geschmorter Heuschrecken. An den vier Ecken stehen Schüsseln mit Fischen, dazwischen gebratene Rebhühner, Hasen, Eichhörnchen u. s. w., deren jedes den Kopf zwischen den Vorderfüßen hält, und die Schüsseln sind mit einer Art von Bratwürsten garniert. Dann kommt eine Reihe von Platten mit Eidottern, dann eine Reihe von Tellern voll Pfirsiche, kleiner Melonen und Kirschen, und hierauf Gemüse verschiedener Art. Was aber den übrigen Sündendienst betrifft, so geben die vorhandenen Gemälde sattsam Zeugniß von dem fleischlichen Sinn, der damals in Pompeji herrschte. Was in dem verdorbenen Rom im Schwange ging, das fand sich auch in Pompeji, nur in kleinerem Maßstabe, weil es eine kleine Stadt war. Daß ein so schreckliches Strafgericht über sie kam, ist freilich kein Beweis, daß sie verderbter gewesen als andere Städte, die verschont blieben, so wenig als bei jenen achtzehn, über die sich

der Turm zu Siloah als Grabmal herabstürzte; wenn aber Gott um zehn Gerechter willen der gottlosen Stadt Sodom verschont hätte, so muß auch in Pompeji die Zahl der rechtschaffenen Leute sehr gering gewesen sein.

Wenn man gewohnt ist, nie einen Schritt allein zu thun, allezeit den Rat erleuchteter und bewährter Freunde zu haben und sich von ihnen leiten, belehren und zurechtweisen zu lassen, und man wird nun auf einmal ganz allein gestellt, so daß man sich nur auf sich selbst, die eigene, wenn auch beschränkte, Einsicht und Erfahrung verwiesen sieht, so ist es einem zu Mut wie einem minderjährigen Kind, dem beide Eltern wegsterben und zwar im fremden Lande, wo kein Vormund und kein Freund ihre Stelle ersetzen kann. Und dies ist um so mehr der Fall bei einem Christen, dem alles daran gelegen sein muß, in alleweg den Willen seines Herrn zu thun, und der doch oft so lange nicht Klarheit darüber hat. So war's bei Menippus. Er hatte sich in Jerusalem so innig und vertraulich an die alten, bewährten Jünger Jesu und seiner Apostel angeschlossen, in Allem sich nur an ihren Rat gehalten und so wenig gelernt, selbständige Entschlüsse zu fassen und auszuführen, und das einzigemal, wo er seinem eigenen Willen folgte, um nach seinen Eltern zu sehen, war es so unglücklich abgelaufen, daß er sich nunmehr wie ein Gestrandeter vorkam, der alle seine Reisegefährten verloren hat, und in dem fremden Lande, wohin ihn der Sturm geworfen, weder Weg noch Steg weiß und die Sprache der Leute nicht versteht. Letzteres war bei ihm buchstäblich der Fall; denn er sprach zwar das

Griechische geläufig, aber das Römische war ihm fast ganz fremd. Nicht einmal den Kompaß hatte er bei sich, der aus so vielen Verlegenheiten heraushilft, ich meine das Wort Gottes: denn dazumal hatte man es nicht so bequem wie heutzutage, wo man nur in den nächsten besten Buchladen gehen darf, um eine Taschen-Ausgabe des Neuen Testaments um einige Groschen oder eine ganze Bibel um einen Thaler zu kaufen. Ja, wenn er zu mir gekommen wäre und hätte gesagt, er sei ein Sklave, der bei der Eroberung von Jerusalem gefangen genommen worden, ich hätte ihm gleich ein Neues Testament in griechischer Sprache geschenkt, und eine hebräische Bibel dazu. So aber war er ganz auf das angewiesen, was er in seinem Gedächtnis aufgefaßt und sich zum unentreißbaren Eigentum gemacht hatte. Dabei aber besaß er etwas, das ihm Ersatz leistete. Er war zwar ein Sklave im römischen Reiche; aber im Reiche Gottes war er ein königlicher Kammerherr und trug den Schlüssel zu der Schatzkammer seines himmlischen Königs bei sich; und in jener Zeit, wo die Erinnerung an die große Geschichte Jesu und an Seine Wunder, wie an die Wunder der Apostel, noch so frisch war, ja wo immer noch da und dort in Erfüllung der Verheißung Jesu Marc. 16, 17. 18. Wunder geschahen, da war auch der Glaube noch kräftiger und der Zutritt zum Throne des erhöhten Christus wurde offener und fleißiger benützt als in unserer kalten, glaubenslosen Abfallszeit. Menippus war ein fleißiger, treuer Beter, und darum durfte er nicht verzagen. Sein Herr, der Centurio, war ein Heide und in seiner Weise ein

religiöser Mann. Wenigstens ging er täglich in sein Lararium. Dabei war er tolerant genug, um seinem Sklaven, der ihm offen gesagt hatte, er sei ein Christ, nichts in den Weg zu legen. Freilich hatte er auch keine Gelegenheit dazu, denn der ganze Gottesdienst desselben bestand darin, daß er morgens und abends in seinem kleinen Kämmerlein die Kniee vor dem Himmelskönig beugte; aber wenn auch für Menippus eine Gelegenheit gewesen wäre, eine Versammlung von Gläubigen zu besuchen und sich gemeinschaftlich mit ihnen zu erbauen, so wäre wohl der Hauptmann gutmütig genug gewesen, ihn nicht daran zu hindern, denn seine Pflichten erfüllte der christliche Sklave zur ganzen Zufriedenheit seines Herrn. Aber war auch der Hauptmann tolerant, so konnte doch der Sklave es nicht sein. Er hatte in der christlichen Wahrheit und in seinem Herrn Jesu einen solchen Schatz gefunden, daß er es nicht über's Herz bringen konnte, denselben dem vorzuenthalten, mit dem ihn die Führung Gottes in ein so nahes Verhältnis gebracht hatte; und überdies wußte er, daß das Evangelium Jesu bestimmt sei, in alle Länder zu kommen und alle Nationen unter die Herrschaft des Gekreuzigten zu bringen. Da er nun seines Wissens der erste Jünger Jesu war, der nach Pompeji gekommen, so hielt er es für seine Pflicht, diesen Jesus als den Herrn der Welt dem zu predigen, den seine Stimme erreichen konnte, ob er gleich sich nicht würdig erachtete, der Herold eines so großen Königs zu sein.

Bei dieser Taubeneinfalt aber fehlte es ihm nicht an der nötigen Klugheit, um nicht mit der Thüre in's

Haus zu fallen; er wartete auf eine passende Gelegenheit, und einstweilen suchte er sich im Gebet um Weisheit und Standhaftigkeit zu stärken und auszurüsten. Dieses Gebet war auch nicht vergeblich: seine Traurigkeit nahm von Tag zu Tag ab; er wurde immer glaubensmutiger und freudiger. Eines Tages, als er so fröhlich in's Zimmer trat, fragte ihn der Hauptmann: „Sage mir doch, Menipp, warum bist du so gutes Muts, da du doch so viel verloren hast, Eltern und Freunde, Heimat und Freiheit? Du siehst ja aus, wie wenn soeben ein Bote zu dir gekommen wäre und dir heimlich gesagt hätte, es werde morgen ein Schiff an's Ufer kommen und dich in dein Vaterland und zu den Deinen zurückführen.“ Diese Gelegenheit zu einem guten Zeugnis durfte Menippus nicht unbenützt vorbeilassen; er sagte dem Hauptmann, was der Grund seiner Freude sei, daß er einen so guten gnädigen Herrn im Himmel habe, der ihm im Gebet Licht und Freudigkeit schenke, und ihn auf seine selige Zukunft in der Ewigkeit vertröste. Dem Hauptmann war das lauter unverständliches Gerede, und er verlangte weitere Auskunft, denn er hatte sonst nichts zu thun, und er hätte gern auch die Quelle gekannt, wo man sich guten Mut holen kann, weil ihn der Umstand, daß er durch sein steifes Bein dienstuntüchtig geworden, oft mürrisch und mißmutig machte. Menippus predigte ihm nun das Evangelium, d. h. er erzählte ihm die Geschichte Jesu und der Apostel, die wunderbaren Ereignisse, die in der ersten Gemeine Jesu vorgekommen waren, und legte ihm den Weg zur Seligkeit aus, wie Paulus

und Silas dem Kerkermeister zu Philippi. Freilich nicht mit dem gleichen Erfolg. Der Hauptmann hatte eine Menge von Zweifeln vorzubringen, denn so lange ein Mensch nicht von Neuem geboren ist, kann er das Reich Gottes mit seinen Geheimnissen nicht einmal sehen, d. h. verstehen, viel weniger in dasselbe kommen. Menippus aber, der beständig in seinem Innern zu dem Herrn um Weisheit flehte, und dem es dann auch an der Unterweisung des Geistes Gottes nicht fehlte, blieb ihm keine Antwort schuldig. Gegen die Wundergeschichten, die Menippus dem Hauptmann erzählte, machte derselbe keine Einwendung, dergleichen waren ja auch in der Geschichte der griechischen und römischen Gottheiten vorgekommen; die Menschwerdung des Sohnes Gottes ließ er gleichfalls stehen, denn auch die heidnischen Götter waren ja manchmal zu den Menschen herabgekommen und ihnen gleich geworden; aber daß er sich bekehren und ein ganz anderer Mensch werden sollte, das wollte ihm nicht einleuchten, und zuletzt brach er das Gespräch ab und sprach wie Felix: „Ich will dich darüber ein andersmal weiter hören." Ein Stachel blieb ihm aber doch im Herzen sitzen; und so unbequem ihm auch die Lehre des Christentums war, daß er ein anderer Mensch werden müsse, so fing er doch am nächsten Morgen wieder von der Sache an. Menippus sah darin mit Recht einen Beweis, daß ihm das gestrige Gespräch zu Herzen gegangen sein müsse, und fuhr fort, ihm mit Worten Jesu und der Apostel, die ihm der Geist Gottes in Erinnerung brachte, auseinanderzusetzen, daß nur im Glauben an den Namen

des eingeborenen Sohnes Gottes Heil zu finden sei und alle andern Wege zum Verderben führen. Er suchte vor allen Dingen ein rechtes Verlangen in seinem Herzen zu erwecken, mit diesem Jesus nähere Bekanntschaft zu machen und im Gebet etwas von Ihm zu empfangen; dann erst wollte er ihm auch die Forderung nennen, die Jesus an seine Jünger richtet, zu verleugnen das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste, und züchtig, gerecht und gottselig zu leben in dieser Welt. Der Hauptmann hörte mit Interesse zu; seine Einwendungen wurden täglich schwächer, und endlich ließ er sich sogar so weit herab, von seinem Sklaven zu verlangen, daß er in seiner Gegenwart zu Jesus bete, damit auch er beten lerne. Menippus that es mit warmer Innigkeit, und betete besonders für seinen Herrn, daß der heilige Geist ihn erleuchten und zu einem Kinde Gottes machen möge. Es wollte aber doch bei diesem zu keinem rechten Ernst kommen. Er hörte gern, was ihm Menippus von den Geschichten des alten Testaments und von dem segensreichen Wandel Jesu auf Erden, von Seinem Leiden und Sterben, von Seiner Auferstehung und Himmelfahrt, vom Pfingstfest und von der christlichen Gemeine in Jerusalem erzählte, er brachte keine Zweifel mehr dagegen vor; er bekannte seine Überzeugung, daß Jesus der Sohn Gottes sei; aber als nun sein Sklave ihm auch zumuten wollte, sich von dem leichtsinnigen und üppigen Leben der Welt in Pompeji zurückzuziehen, und seinen Glauben auch durch die That, durch Verleugnung und gottseligen Wandel zu bekennen, da meinte Cajus Dexter doch,

das sei wenigstens für jetzt zu viel von ihm verlangt. Den Götzendienst hatte er bereits aufgegeben; sein Lararium blieb unbenützt; die öffentlichen Tempel besuchte er auch nicht mehr, und das fiel auch weniger auf, weil es damals ohnehin viele Freigeister gab; aber einen Götzen schonte er noch, nämlich den Bauch, und von den lustigen Gelagen seiner Zechbrüder wegzubleiben, das dünkte ihm doch eine zu schwere Aufgabe. Wenn er in das Haus des Pansa oder des Sallust zu einem Gastmahl geladen wurde, so konnte er nicht widerstehen, und gewöhnlich kam er dann abends betrunken nach Hause. Den andern Morgen schämte er sich freilich vor seinem Sklaven, so wenig sich dieser auch herausnahm, seinem Herrn Vorwürfe zu machen, denn das Stillschweigen des Dieners und die Betrübnis, die auf seinem Gesicht zu lesen war, bestrafte ihn viel eindringlicher, als die lautesten Vorwürfe gethan haben würden, und gewöhnlich fing er dann selber an, sich zu entschuldigen und für die Zukunft das Beste zu versprechen. Kam aber wieder einer seiner Freunde und redete ihm zu, dann hatte er nicht Kraft genug, Nein zu sagen, und saß er einmal auf dem Triclinium, so vergaß er gewöhnlich alle seine Vorsätze. Die Leute in Pompeji aber waren damals so ausgelassen und dem sinnlichen Genuß ergeben, daß sie sich nirgends einen Zügel anlegten, und alle Warnungen in den Wind schlugen. Es fehlte an den letzteren nicht. Gleich hinter der Stadt stand wie ein ausgestreckter Drohfinger Gottes der feuerspeiende Berg Vesuv, der von Zeit zu Zeit bei Tag die Wolkensäule, bei Nacht die Feuersäule auf-



Die Nacht am Tage.

(Seite 47.)

steigen läßt, als wäre er ein riesenhafter Schornstein der Hölle. Die Stadt stand auf einem inselartigen Fleck Landes, durch Lava gebildet, die hier wie an andern Orten um den Fuß des Vesuvs her aus der Erde hervorgeströmt zu sein scheint, denn die Gegend war von den ältesten Zeiten her den Einwirkungen unterirdischen Feuers ausgesetzt. Sie besaß alle Vorzüge der Lage, die der feinste Geschmack sich wünschen konnte. Am Gestade des Meeres, auf einer fruchtbaren Ebene, am Ufer eines schiffbaren Flusses gelegen, vereinigte sie alle Bequemlichkeiten einer Handelsstadt mit der Sicherheit eines befestigten Platzes und mit der romantischen Schönheit einer unvergleichlichen Landschaft. Ihre Umgebungen, bis an die Höhen des Vesuvs hinan, waren mit Landhäusern besetzt; und die ganze Küste bis nach Neapel hin war so mit Gärten und Dörfern geschmückt, daß die Ufer den ganzen Meerbusen hinauf wie eine einzige Stadt aussahen. Dazu kam noch der beispiellose Zusammenfluß von Fremden, die in der herrlichen Gegend Genesung und Erholung suchten und dem dortigen Leben einen neuen Reiz verliehen. Aber diese Vorteile waren teuer erkauft. Ein verborgener Feind arbeitete in der Stille an der Zerstörung dieser Schönheiten, ein Feind, der immer noch von Zeit zu Zeit die neuen Wohnplätze verheert, die auf den Gräbern der längst vergessenen Städte des Altertums stehen. Und in der That waren damals kaum 16 Jahre verflossen seit dem großen Erdbeben, das am 16. Februar des Jahres 63 n. Chr. einen großen Teil von Pompeji umgestürzt und Herculanum bedeutend beschädigt hatte.

Eine Heerde von 600 Schafen wurde bei dieser Gelegenheit in den Abgrund verschlungen, Bildsäulen wurden zertrümmert und viele Personen wurden vor Schrecken wahnsinnig. Im folgenden Jahre kam abermals ein Erdbeben, während gerade der Kaiser Nero in Neapel eine seiner Singproben hielt; kaum hatte der Kaiser das Haus verlassen, so stürzte es zusammen. Spuren von den Beschädigungen, welche durch diese Stöße angerichtet wurden, kann man sogar heutzutage noch sehen in den Häusern, die in Pompeji ausgegraben worden sind; die zerbrochenen und unebenen Mosaikböden zeigen die Reparaturen, welche die Einwohner nach diesem Erdbeben damit vorgenommen hatten.

Trotz allen diesen Vorgängen aber, und so ganz in der Nähe des immer noch brennenden Feuerherds ließen sich die Einwohner von Pompeji doch nicht warnen, sondern trieben ihr leichtfertiges Sündenleben ungestört fort; und wenn euch das unbegreiflich vorkommt, so brauche ich euch nur auf unsere eigenen Zeitgenossen zu verweisen, die ja auch erst ganz kürzlich den Ausbruch eines Vulkans erlebt haben und bei einiger Aufmerksamkeit leicht hören könnten, daß es in seinem Innern immerfort noch kocht und brodelt, und die doch nicht daran denken wollen, Buße zu thun und sich auf die unausbleiblichen Gerichte Gottes vorzubereiten, ungeachtet ihnen auch noch das Wort Gottes mit seiner warnenden Stimme zur Seite steht, das die Leute in Pompeji nicht hatten. Wer weiß, wenn bei diesen die Thaten geschehen wären, die bei uns geschehen sind, ob sie nicht im Sack und in der Asche Buße gethan

hätten! Ist's doch, als ob die Menschen sich darum so in den Lärm weltlicher Zerstreuungen hineinwürfen, um das Kochen und Brodeln des Vulkans nicht zu hören.

So war's bei den Einwohnern von Pompeji. Sie aßen, sie tranken, sie kauften, sie verkauften, sie pflanzten, sie bauten, bis an den Tag, da Feuer und Schwefel vom Himmel fiel und brachte sie alle um. Wohl hatte auch Menippus seinen Herrn schon aufmerksam gemacht auf die große Gefahr, die der gottlosen Stadt drohe, und ihn dadurch zu einem ernstlichen Entschluß zur Bekehrung zu bewegen gesucht; seine Worte blieben auch im Augenblick nicht ohne Eindruck; aber in der Stunde der Versuchung war der Reiz der Lust stärker als sein Vorsatz und es war vergeblich, ihm die Warnung zuzurufen, die ein bekanntes Lied mit den Worten ausspricht:

Doch sprich auch nicht: „es ist noch Zeit;
Ich muß erst diese Lust genießen;
Gott wird ja nicht gerade heut'
Die off'ne Gnadenpforte schließen."

Ja gerade so dachte er, und schob die Bekehrung von einem Tag zum andern auf. Ach! wie so viele Menschen bedachte er nicht, daß es mit jedem Tage schwerer wird, und daß es also eine Thorheit ist, wenn man denkt: Heute ist mir's zu schwer; morgen wird's leichter sein. Als ob ein Landmann sich vor der Arbeit scheute, im Frühjahr das Unkraut auf seinem Acker auszujäten, und dächte: „ich will warten bis im Sommer, da wird's leichter gehen." Unterdessen aber greift es so um sich, daß er dann nicht mehr Meister darüber wird.

Übrigens war der Centurio seiner Überzeugung

nach ein Christ, d. h. er glaubte, daß Jesus ist der Christus, der Verheißene, der Retter der Völker, der gesalbte König und Hohepriester der Menschheit. Getauft war er freilich nicht, weil es dazu keine Gelegenheit gegeben hatte; und öffentlich zu Christo bekannt hatte er sich auch noch nicht, so oft auch Menippus ihn dazu ermunterte. Das würde ihm auf einmal helfen, meinte dieser. Sobald er als Christ verschrieen wäre, würden ihn seine Freunde nicht mehr einladen und es wäre die große Versuchung nicht mehr zu überwinden, weil sie nicht mehr käme. Wenn er aber je wieder in eine Gesellschaft käme, so würde er durch das Bewußtsein, daß er seinen Christennamen nicht entehren dürfe und daß er genau beobachtet werde, genötigt, an sich zu halten und sich strenger Mäßigkeit zu befleißigen, denn es war bekannt, daß die Christen sich hierin enge Schranken setzten. Aber Menippus hatte gut reden. Gerade das fürchtete sein Herr, und das war sein geheimer, nicht eingestandener, nicht einmal sich selber eingestandener Grund, warum er das öffentliche Bekenntniß zu Christo immer noch aufschob, obwohl auch die Menschenfurcht und die Eitelkeit, sein gutes Renommée und Ansehen vor den Leuten nicht einbüßen zu wollen, mitgewirkt haben mag. Dabei wußte er mit allerlei Ausflüchten sein Gewissen zu beschwichtigen, als z. B. es habe eigentlich keinen Sinn, so öffentlich als Christ aufzutreten, wo es keine christliche Gemeinschaft gebe; wie wenn eine solche Gemeinschaft nicht auch aus Einzelnen bestände und mit Einzelnen anheben müßte. Item: Man habe eigentlich mehr

Gelegenheit, auf die Leute zu wirken, wenn man mit ihnen lebe, als wenn man sich von ihnen absondere; wogegen Menippus zu sagen pflegte: wenn man die Wölfe singen lehren wolle, dürfe man nicht unter sie hinein, sonst werde aus dem Gesang ein Geheul. Item: Der rechte Gottesdienst sei ja doch der im Kämmerlein, und der werde am wenigsten gestört, wenn man für sich bleibe; was Menippus mit dem Geruch der Salbe verglich, von dem das ganze Haus voll würde. Cajus ließ aber auch diese Antworten des Sklaven auf seine Ausflüchte gelten, denn ihr glaubet nicht, welch' ein schlaues, listiges Ding das menschliche Herz ist; es weiß alle Schliche und Ränke; aber von der Wahrheit wird es manchmal doch überwunden. Wenn der Hauptmann keinen Ausweg wußte, weil ihn Menippus so in die Enge getrieben hatte, dann half er sich mit dem Aufschieben und wußte irgend ein Hindernis zu finden, warum es gerade jetzt nicht gehe. Und so schob er auf von einem Tag zum andern, von einer Woche zur andern, von einem Monat zum andern, von einem Jahr zum andern, bis das Jahr 79 n. Chr. kam. Hätte man dazumal schon einen hundertjährigen Kalender gehabt, der aber mehr hätte wissen müssen als der heutzutägige, und wäre darin gestanden, daß im Jahr 79 Pompeji begraben werde; oder wäre auf dem Forum von Pompeji ein Prophet aufgetreten, wie neunhundert Jahre vorher der Prophet Jona auf dem Forum von Ninive, und hätte gepredigt: „Es sind noch vierzig Tage, so wird Pompeji untergehen," — so würde sich wahrscheinlich der Centurio Cajus Dexter auch bemüßigt

gefunden haben, seinem Aufschiebsystem den Abschied zu geben, aber es kam weder Kalender noch Prophet, und die Leute lebten in ihrer Sicherheit fort, ohne auf die von Zeit zu Zeit wiederholten Warnungen der zitternden Erde zu achten, bis der 23. August herankam, an welchem der Vesuv die ersten Konvulsionen bekam. Ein Augenzeuge, der jüngere Plinius, hat uns eine Schilderung der schrecklichen Katastrophe hinterlassen in einem Briefe an den berühmten Geschichtsschreiber Tacitus; und ich weiß nichts Besseres zu thun, als euch den Brief geradezu vorzulesen. „Du verlangst“, schreibt er, „eine Nachricht über den Tod meines Oheims, und gern will ich deinen Auftrag erfüllen. Er war damals mit der Flotte, die er kommandierte, in Misenum. Am 23. August, gegen 1 Uhr Nachmittags, machte ihn meine Mutter auf eine Wolke aufmerksam, die eine ganz ungewöhnliche Gestalt und Größe zeigte. Er war gerade von einem Spaziergang zurückgekehrt, worauf er ein kaltes Bad genommen, eine kurze Nachmittagsruhe gehalten und sich dann in sein Arbeitszimmer zurückgezogen hatte. Als meine Mutter kam, stand er sogleich auf und ging hinaus auf eine kleine Anhöhe, um dieses seltsame Schauspiel genauer beobachten zu können. Man sah in diesem Augenblick noch nicht, von welchem Berge die Wolke emporstieg; nachher aber zeigte sich's, daß sie aus dem Vesuv kam. Ich kann ihre Gestalt mit nichts besser vergleichen, als mit einer mächtigen Pinie, denn sie schoß in Form eines Baumstammes zu großer Höhe auf und breitete sich oben aus in eine Art von Baum-

krone. Diese ungewöhnliche Erscheinung machte den Naturforschersinn meines Oheims neugierig, sie in der Nähe zu betrachten. Er befahl, ein leichtes Fahrzeug zu rüsten, und erlaubte mir, ihn zu begleiten, wenn ich es für angemessen hielte. Ich wollte aber lieber fortstudieren, denn das war mein Beruf. Als er das Haus verließ, empfing er ein Briefchen von Rectina, der Frau des Bassus, die bei der drohenden Gefahr sich auf's Höchste geängstigt fühlte, denn ihr Landhaus lag am Fuß des Vesuvs, so daß sie nur zur See entkommen konnte; sie bat ihn daher dringend, ihr zu Hilfe zu eilen. Darauf hin änderte er seinen Plan; befahl einige Galeeren in See gehen zu lassen und ging selbst an Bord, in der Absicht, nicht allein der Rectina, sondern auch Andern Hilfe zu bringen; denn auf diesem schönen Gestade steht ein Landhaus am andern. Indem er dem Orte zueilte, von welchem Andere in größter Bestürzung flohen, ging er gerade auf die Gefahr los, und zwar mit so viel Ruhe und Geistesgegenwart, daß er seine Beobachtungen über die Fortschritte und Gestaltungen der schrecklichen Katastrophe fortwährend anstellen und diktieren konnte. Er war jetzt so nahe an dem Berg, daß die ausgeglühten Kohlen, welche der Vesuv ausschleuderte und die immer dichter und heißer wurden, je näher man kam, nebst Bimssteinen und schwarzen glühenden Felspartikeln bis auf die Schiffe fielen. Überdies waren sie in Gefahr, nicht blos durch das plötzliche Zurückweichen der See auf den Grund gesetzt zu werden, sondern auch mit den ungeheuren Felsmassen, die vom Berge herabrollten

und den ganzen Strand blockierten, in verderbliche Berührung zu kommen. Jetzt hielt mein Oheim einen Augenblick still und überlegte, ob er wieder umkehren solle, was der Steuermann anriet, auf einmal aber sagte er: „die Mutigen begünstigt das Glück; führe mich zu Pomponianus!“ Dieser war damals in Stabiä (südlich von Pompeji, jetzt Castellamare), und hatte bereits sein Reisegepäck an Bord bringen lassen: denn wiewohl er dazumal noch nicht wirklich in Gefahr stand, so hatte er sie doch vor Augen; und sie war in der That äußerst nahe, wenn es nur ein wenig schlimmer wurde. Er war daher auch entschlossen, sich einzuschiffen, sobald der Wind sich ändern würde. Dieser stand übrigens günstig, um das Schiff meines Oheims zu Pomponianus zu bringen, den er in größter Bestürzung fand. Er umarmte ihn zärtlich, ermunterte ihn, gutes Muts zu sein, und ließ sich, um seine Besorgnisse zu zerstreuen, ganz ruhig ein warmes Bad zurechtmachen, und als er gebadet hatte, setzte er sich mit großer Heiterkeit, oder wenigstens mit dem Anschein derselben (was eben so heroisch ist), zum Abendessen nieder. Mittlerweile zeigte der Ausbruch des Vesuvs an verschiedenen Orten mächtige Feuerflammen, so oft der glühende Lavastrom ein Landhaus oder ein Dorf erreichte und verschlang; und die Dunkelheit der hereingebrochenen Nacht machte den Anblick um so sichtbarer und schauerlicher. Mein Oheim aber, um die Furcht seines Freundes zu dämpfen, versicherte ihn, es sei nur der Brand der Dörfer, welche das Landvolk den Flammen überlassen habe. Darauf zog er sich zur

Ruhe zurück und war in der That so ruhig und gefaßt, daß er in tiefen Schlaf fiel; denn er war ziemlich beleibt und schnaufte hart, und die Leute vor der Thüre hörten ihn wirklich schnarchen. Als aber nun der Hof, der zu seinem Gastzimmer führte, sich allmälig mit Steinen und Asche füllte, und es, wenn man länger gewartet hätte, für ihn nicht mehr möglich gewesen wäre, sich herauszuarbeiten, so hielt man es für angemessen, ihn zu wecken. Er stand auf und ging zu Pomponianus und den übrigen Gästen, die nicht Gemütsruhe genug gehabt hatten, um an's Schlafen denken zu können. Sie berieten miteinander, ob es das Klügste sei, sich den Häusern anzuvertrauen, die von den häufigen und heftigen Erdstößen von einer Seite zur andern wankten, oder auf das offene Feld zu fliehen, wo die ausgebrannten Steine und Kohlen, obschon freilich leicht, in großer Menge herabfielen und Verderben drohten. In dieser Verlegenheit wurde doch für das freie Feld entschieden, als das minder gefährliche, ein Entschluß, dem mein Oheim mit ruhiger Überlegung zustimmte, während die Übrigen sich durch ihre Angst dazu bestimmen ließen.

„So traten sie denn ihre Wanderung an. Sie hatten sich Kissen um den Kopf gebunden und Handtücher darüber; und dies war ihr einziger Schutz gegen den Hagel von Steinen, der um sie her zu Boden fiel. Überall sonst war's jetzt Tag; aber bei ihnen herrschte eine Finsterniß, schwärzer als die dunkelste Nacht; doch hatten sie sich dagegen durch Fackeln, Laternen und andere Arten von Lichtern bewahrt. Sie hielten es für's Beste, am Gestade weiter hinab zu gehen und

zu untersuchen, ob man sich mit Sicherheit einschiffen könne, sie fanden aber, daß die Wogen immer noch sehr hoch und stürmisch gingen. Mein Oheim, vom Wandern ermüdet, nahm einen oder zwei Schlücke frischen Wassers und warf sich dann auf den Boden nieder, nachdem man einen Teppich für ihn ausgebreitet hatte. In diesem Augenblick aber zeigten sich die Flammen und ihre Vorläufer, ein starker Schwefelgeruch, so daß die Übrigen von der Gesellschaft sich genötigt sahen, eilig zu fliehen, und er wieder aufstehen mußte. Er richtete sich mit Hilfe seiner beiden Diener empor, aber im nächsten Augenblick fiel er tot nieder, wahrscheinlich erstickt von einem giftigen Dunst, denn er hatte immer schwache Lungen gehabt und häufig an schwerem Atem gelitten. Als es wieder hell wurde, was aber erst am dritten Tage nachher geschah, fand man seinen Leichnam ganz unversehrt und ohne das geringste Zeichen von Beschädigung: er befand sich noch ganz in derselben Lage, wie er gefallen war, und sah eher wie ein Schlafender aus als wie ein Toter!"

In einem zweiten Brief an Tacitus schildert Plinius auch seine eigenen Erlebnisse während der schauerlichen Katastrophe; und um euch ein desto vollständigeres Bild davon zu geben, sollet ihr den auch zu lesen kriegen. — Er lautet so:

„Nachdem mein Oheim uns verlassen hatte, blieb ich an meiner Arbeit, die mich vom Mitgehen abgehalten hatte, bis es Zeit war zum Bad. Nach diesem ging ich an's Nachtessen und hierauf zu Bette; allein mein Schlaf wurde nicht wenig gestört. Schon seit

mehreren Tagen hatten wir Erdstöße gehabt, aus denen wir uns eben nicht so viel machten, weil sie in Campanien so ungemein häufig vorkommen; in dieser Nacht jedoch waren sie so besonders heftig, daß nicht nur Alles um uns her in's Wanken geriet, sondern uns auch wirklich eine totale Verheerung drohte. Meine Mutter stürzte in meine Kammer herein, um mich zu wecken, als ich gerade im Begriff war, aufzustehen. Wir gingen hinaus in einen kleinen Hof, der zum Hause gehörte und die Gebäude vom Meere trennte. Ich war damals erst achtzehn Jahre alt, und weiß daher nicht, soll ich mein Benehmen unter diesen gefährlichen Umständen Mut oder Übermut nennen; aber ich nahm meinen Livius, setzte mich behaglich hin, um darin zu lesen und sogar Auszüge daraus zu machen, wie wenn um mich her die größte Sicherheit herrschte. Ein Freund meines Oheims, der gerade aus Spanien auf Besuch zu ihm gekommen war, trat zu uns her; und als er sah, daß ich mit einem Buch in der Hand neben meiner Mutter saß, tadelte er uns ernstlich über unser sorgloses sicheres Wesen. Desungeachtet las ich in meinem Autor fort. Wiewohl übrigens der Morgen sich bereits eingestellt hatte, so war doch das Licht ausnehmend schwach und matt; die Gebäude um uns her wankten. Wir standen zwar auf freiem Terrain; aber da der Platz eng und eingeschlossen war, konnten wir ohne gewisse und große Gefahr nicht da bleiben; wir entschlossen uns daher, die Stadt zu verlassen. Die Bewohner des Orts folgten uns in der äußersten Bestürzung; und da einem so vom Schrecken ver-

wirrten Menschen jeder Rat von einem Andern klüger däucht als die eigene Ansicht, so drängten sie sich in großen Haufen um uns her. In einiger Entfernung von den Häusern standen wir still; der Blick auf unsere Umgebung zeigte nur Gefahr und Grauen. Die Fuhrwerke, die wir hatten aus der Remise ziehen lassen, wurden, obgleich auf ganz ebenem Boden, so sehr vorwärts und rückwärts getrieben, daß wir sie nicht zum Stehen bringen konnten, auch wenn wir große Steine unter die Räder legten; so sehr schwankte der Boden. Die See schien sich auf sich selbst zurückzuwälzen und durch die convulsivische Bewegung der Erde von ihren Ufern vertrieben zu werden; wenigstens war der Strand beträchtlich größer geworden, und das Meer hatte beim Zurückweichen allerlei Seegetier darauf liegen lassen. Auf der andern Seite erhob sich eine schwarze, furchtbare Wolke, aus der feurige Dünste, gleich gezackten Blitzstrahlen, nur viel größer, hervorschossen. Auf dieses hin wandte sich unser spanischer Freund mit warmer Angelegenheit an meine Mutter und mich, und sagte: „„Wenn euer Bruder und Oheim gerettet ist, so wünscht er gewiß, ihr möchtet auch gerettet werden; ist er aber umgekommen, so war es sicherlich sein Wunsch, ihr beide möchtet ihn überleben; warum denn säumet ihr einen Augenblick, für eure Rettung zu sorgen?““ — Wir erwiederten, wir könnten nicht an uns're eig'ne Sicherheit denken, so lange wir über die seinige nicht beruhigt wären. Sofort verließ uns unser Freund und suchte sich in größter Eile der Gefahr zu entziehen.

Bald darauf schien die Wolke sich niederzulassen und den ganzen Ozean zu bedecken, so daß man die Insel Capri und das Vorgebirge von Misenum nicht mehr sehen konnte. Meine Mutter beschwor mich, meine Rettung um jeden Preis zu versuchen, was mir, da ich jung sei, ein Leichtes sein werde, bei ihr dagegen würde ihr Alter und ihre Corpulenz jeden Versuch der Art vergeblich machen. Sie wolle auch gern sterben, wenn sie nur die Beruhigung habe, nicht auch zu meinem Untergang die Veranlassung zu sein. Ich weigerte mich aber durchaus, sie zu verlassen, nahm sie bei der Hand und führte sie; sie ergab sich darein mit großem Widerstreben und machte sich beständig Vorwürfe, daß sie meine Flucht aufhalte. Jetzt begann der Aschenregen auf uns zu fallen, obwohl noch nicht sehr stark. Ich wandte mich um und bemerkte einen dicken Rauch, der sich wie ein Strom hinter uns her wälzte. Ich schlug vor, so lange wir noch etwas sehen könnten, die Heerstraße zu verlassen, sonst könnte sie von dem hinten nachdringenden Volkshaufen zu Tode gedrückt werden. Kaum waren wir von der Straße weg, so überfiel uns eine Finsternis, nicht wie in einer dichtbewölkten oder mondlosen Nacht, sondern wie in einer Stube, wo alle Öffnungen verschlossen und alle Lichter ausgelöscht sind. Man hörte jetzt nur noch das Jammergeschrei der Weiber, den Angstruf der Kinder und das Kreischen der Männer. Die Einen riefen nach ihren Kindern, die Andern nach ihren Eltern, wieder Andere nach ihren Gatten; sie kannten einander nur an den Stimmen. Der Eine beklagte sein eigenes

Schicksal, ein Anderer das seiner Familie; Einige wünschten sich den Tod aus bloßer Todesfurcht; Andere erhoben ihre Hände zu den Göttern; die Meisten aber dachten, die letzte, ewige Nacht sei gekommen, in welcher die Götter und die Welt miteinander untergehen würden. Auch solche Leute gab es, die den wirklichen Schrecken noch durch einen eingebildeten vermehrten und das geängstigte Volk fälschlich glauben machten, Misenum stehe bereits in Flammen. Endlich ließ sich ein Lichtschimmer sehen, den wir aber eher als den Vorboten eines nahenden Feuerstromes betrachteten, denn als die Wiederkehr des Tages. Und so war es auch. Indessen fiel das Feuer in einiger Entfernung von uns nieder; dann wurden wir abermals in dicke Finsterniß gehüllt, und ein mächtiger Aschenregen fiel auf uns herab, den wir von Zeit zu Zeit abschütteln mußten, um nicht unter der Masse begraben zu werden. Ich könnte mich vielleicht rühmen, daß mir während dieses schauerlichen Auftritts kein Seufzer, kein ängstliches Wort entschlüpfte; aber ich stützte mich auf den, wenn auch elenden, doch starken Trost, daß alle Menschen in demselben Jammer begriffen waren und daß ich mit der Welt selbst untergehen sollte.

„Endlich zerstreute sich allmählich die greuliche Finsternis wie eine Rauchwolke; der wirkliche Tag kam wieder, und sogar die Sonne ließ sich wieder sehen, wiewohl sehr matt und blaß, wie zur Zeit einer Sonnenfinsternis. Alle Gegenstände, die sich unsern angegriffenen Augen zeigten, sahen verändert aus, denn Alles war mit weißer Asche wie mit tiefem Schnee

bedeckt. Wir kehrten nach Misenum zurück, wo wir uns, so gut wir konnten, zu erfrischen suchten und eine ängstliche Nacht zwischen Hoffnung und Furcht, obgleich mehr in letzterer verlebten, denn das Erdbeben ging immer noch fort, und es liefen Manche halb wahnsinnig auf und nieder, und steigerten ihr und Anderer Elend durch schauerliches Prophezeien. Meine Mutter aber und ich dachten ungeachtet der durchlebten und der noch drohenden Gefahr nicht von ferne daran, den Ort zu verlassen, bis wir etwas von dem Schicksal meines Oheims erfahren hätten."

Wir dürfen aber unsern Freund Menippus und seinen Herrn nicht ganz aus den Augen verlieren. Am 23. August 79 sollte in dem Amphitheater von Pompeji ein großes Volksfest stattfinden, in welchem Scheingefechte, Tierkämpfe, Wettrennen und dergleichen Belustigungen vorkamen. Menippus hatte seinen Herrn schon seit einigen Tagen wiederholt gebeten, wegzubleiben, denn nach dem Fest war ein Gastmahl im Hause des Sallust, wozu der Centurio auch geladen war, und es ließ sich leicht berechnen, daß er an einem solchen Tage nicht nüchtern und ungeschlagen davonkommen würde. Allein Cajus Dexter war ehemals ein leidenschaftlicher Kriegsmann gewesen, und etwas, das seinem alten Gewerbe ähnlich war, wieder zu sehen, gelüstete ihn doch gar zu sehr. Auch stand im Hintergrund das lockende Bild eines bei solcher Gelegenheit besonders fröhlichen Festmahls, dem er nicht wider-

stehen konnte. „Laß mich nur noch diesmal Anteil nehmen", sagte er zu seinem Diener; „ich verspreche dir feierlich, es soll das letzte Mal sein." — Und er hielt Wort; aber wie!

Noch waren die Festspiele nicht zu Ende, da verbreitete sich über dem Amphitheater und der darin versammelten jauchzenden Menge ein schwarzes Gewölke, aus dem ein allmählich immer stärker werdender Aschenregen herabfiel. Ernsthaftere Gemüter hatten sich schon eine Zeit lang vorher dann und wann bedenklich umgesehen und den bleifarbigen Sonnenschein und die trübe Färbung der Atmosphäre bedenklich gefunden; auch war ihnen mitten in dem Jubelrufen des ausgelassenen Volkes das ferne Donnergrollen und das Zittern des Bodens nicht entgangen. Aber wie sollte man sich aus dem Menschengewirre hinausarbeiten, ohne Aufsehen zu erregen, eine übereilte Flucht zu veranlassen, und dann in dem verwirrten Knäuel der kopflos dem Ausgang zustürzenden Scharen sich der Gefahr eines andern Todes, des Erdrücktwerdens, auszusetzen! Und dazu kam's denn auch bald. Als der zahlreichen Versammlung die drohende Gefahr zum Bewußtsein kam, war der Gedanke an die Rettung des eigenen Lebens allein noch wirksam, und verschlang alle übrigen, wie Mose's Stab die Stäbe der Zauberer. Jeder wollte nun der erste beim Ausgang sein, und weil das nicht möglich war, gab's ein solches Gedränge und Durcheinander, daß viele Menschen, namentlich Frauen und Kinder, zu Tode gedrückt oder getreten wurden, während sie bei ruhiger, vernünftiger Ord-



nung Alle hätten hinauskommen können, freilich ohne draußen viel mehr Schutz zu finden. Denn in Pompeji handelte sich's nicht um einen langsam sich heranwälzenden Feuerstrom, dem man entfliehen kann; Pompeji wurde nicht durch eine glühende Lavaüberschwemmung zerstört; dagegen war es durch seine erhöhte Lage geschützt; — es wurde unter dem Stein- und Aschenregen begraben, von welchem in den Briefen des Plinius die Rede gewesen ist. Ein großer Teil dieser ausgebrannten Stoffe, die aus den Eingeweiden des Vulkans ausgestoßen waren, muß in flüssigem Zustand auf die Erde gefallen sein, und es läßt sich leicht begreifen, warum. Die ungeheuren Dampfmassen nämlich, die der Vesuv in die Höhe stieß, schlugen sich oben in der höheren, kälteren Luftschichte als Regen nieder und dieser verband sich mit der Asche, die in der Luft schwebte, oder wusch die schon zu Boden gefallene in Vertiefungen zusammen, wohin sie im trockenen Zustand nicht hätte gelangen können. Zum Beweis davon dient außer andern Umständen das nach der Ausgrabung in einem Keller gefundene Skelet einer Frau, das in eine Form von verhärteter vulkanischer Masse eingeschlossen war, in welcher sich die Gestalt der Begrabenen vollkommen abgedrückt und erhalten hatte. Wenn es daher auch denen, die aus dem Amphitheater entkommen waren, gelang, in ihren Wohnungen unter Obdach zu kommen, so waren sie damit noch nicht gerettet, sondern nur um so gewisser verloren. Denn auch in die Häuser hinein drang der vulkanische Brei, bald durch niedergebrochene Dächer, bald durch eingedrückte

Thüren. Da war kein Entkommen mehr. In ihren eigenen Wohnungen, in den sichersten, festesten Gemächern derselben, in der vollen Lebenskraft und Lebenslust mußten die Leute jämmerlich sterben und im Schlamm ersticken. Die einzige Aussicht zur Rettung hatten die, welche in möglichster Eile aus der Stadt flohen, um sich der verderblichen Nachbarschaft des tobenden Berges zu entziehen. Unter ihnen war auch Menippus, den wir einige Zeit nachher bei der christlichen Gemeinde in Rom finden. Der Centurio aber, der mit seinem steifen Bein an keine schnelle Flucht denken konnte und der als alter Soldat sich schämte, eine Todesfurcht zu zeigen, blieb auf seiner Bank im Amphitheater sitzen, bis Alles sich entfernt hatte; dann suchte er auch den Heimweg. Ein Stein jedoch, der ihn an die Schläfe traf, warf ihn bewußtlos zu Boden, und bald war er in einem Aschenhaufen begraben, aus dem er nicht wieder auferstand. Was seine letzten Gedanken gewesen sind, als er so den Tod vor Augen sah, — wer kann es sagen! Sicherlich ist auch bittere Reue darunter gewesen, daß er den Bitten seines Sklaven nicht Gehör gegeben, daß er die ernstliche Bekehrung immer aufgeschoben hatte, bis es zu spät war. Laßt es euch zum warnenden Beispiel dienen!

Nachdem der Todessturm vorüber war, kehrten die geflüchteten und geretteten Einwohner von Pompeji nach ihren halbverschütteten Wohnungen zurück, um ihre wertvolle Habe in denselben aufzusuchen und zu retten. Denn nicht auf einmal wurde die Stadt so

tief unter dem Schutt begraben, wie sie nachher Jahrhunderte lang lag. Man hat acht verschiedene Lagen oder Schichten von vulkanischer Masse über ihr gefunden. — Nicht weniger als 1676 Jahre lang blieb Pompeji unter der Asche verschüttet. Im Jahr 1755, in welchem Lissabon vom Erdbeben verheert worden ist, wurden die ersten Ausgrabungen veranstaltet, welche eine Menge von Häusern mit allerlei Gerätschaften, Bildsäulen, Gemälden u. s. w. an's Licht brachten. Eigentlich wertvolle Gegenstände aber, wie Gold, Silber, Edelsteine u. dgl. wurden nur wenige gefunden, weil diese, wie gesagt, von den Einwohnern selbst noch weggeschafft wurden. Unter den ausgegrabenen Häusern ist auch das Haus des Cajus Dexter, dicht an dem Thor, das nach Herkulanum führte, also im Norden der Stadt. Wohl dem, der die Bekehrung nicht aufschiebt, bis die Gerichte Gottes hereinbrechen, denn dann ist's zu spät!



Die Nacht am Tage.

(Seite 66.)

[illegible]